

Iran Exkursion 2015

Die Geschichte des Schiitischen Islam
Eine Reise von Tabriz nach Isfahan
Reisetagebuch und Bildband

Developing Comparative
Methods in Religious Studies
Workshopbericht



Catherina Wenzel, Ulrike Kollodzeiski (Hrsg.)
Iran Exkursion 2015

Die Geschichte des Schiitischen Islam
Eine Reise von Tabriz nach Isfahan
Reisetagebuch und Bildband

Developing Comparative
Methods in Religious Studies
Workshopbericht

Impressum

Herausgegeben von Catherina Wenzel und
Ulrike Kollodzeiski

Erstellt und gedruckt im Rahmen des DAAD
Programms „Hochschuldialog mit der islami-
schen Welt“. Finanziert aus Mitteln des Aus-
wärtigen Amtes.

Titelfoto: Benno Herr

Satz und Layout: Ulrike Kollodzeiski

Druck: Druckzentrum Goethe Universität

Frankfurt 2015

Inhaltsverzeichnis

Teil 1- Aus dem Reisetagebuch

Die Geschichte des Schiitischen Islam Eine Reise von Tabriz nach Isfahan

Tabriz-Kandovan **7**

Benno Herr

Von Tabrīz über Julfa nach Ardabīl **10**

Michael Weichenhan

Ardabīl: Nomaden, Safawiden und Zūrḡāne **13**

Michael Weichenhan

Masoleh - Qazvin - Alamut **16**

Arne Laloi

Reisetagebuch **20**

Nathanael Riemer

Abenteuer Wüste **27**

Ulrike Kollodzeiski

Isfahan **29**

Lena Franke, Margarete Schein

Isfahan – das Paris des Irans **32**

Nathanael Riemer

Teil 2 - Workshopbericht

Developing Comparative Methods in Religious Studies 35

Panel Gender **36**

Panel Law **40**

Panel Sociology **45**

Panel Philosophy **50**

Teil 3 - Bildband

Impressionen einer Reise von Tabriz nach Isfahan 55

Aus dem Reisetagebuch

Tabriz-Kandovan

Benno Herr

Ankunft

Bereits im Flugzeug, welches uns in der Nacht des 11. auf den 12. September von Istanbul nach Tabriz bringt, wirft die Islamische Republik ihren Schatten voraus: Bier, Wein und Spirituosen, die auf dem Flug von Frankfurt an den Bosphorus noch wie selbstverständlich auf der Menü-Karte standen, sind nun von jener verschwunden. Nach zwei ruhigen Flügen strahlt uns die „Hauptstadt Aserbaidshans“, im Nord-Westen Irans gelegen, ihr Lichtermeer entgegen, als wir uns mitten in der Nacht ihr nähern. Langsam setzt eine gewisse Geschäftigkeit unter den (weiblichen) Passagieren ein: einheimische Damen setzen gekonnt ihre Schleier auf und verschwinden zum Schminken und Umkleiden auf der Flugzeugtoilette, während die Teilnehmerinnen unserer Iran-Exkursion, größtenteils eher Iran-unerfahren, nun erstmals den vorgeschriebenen Schleier anlegen. Klamottentechnisch hatten wir alle schon vorgesorgt: die Herren mit langen Hosen und Hemden, die Damen mit weiten, langen Oberteilen und Hosen.

Nach der Landung reihen wir uns leicht angespannt in die Warteschlange vor der Passkontrolle ein. Hierbei werden wir gleich gewissermaßen „von ganz oben“ beobachtet: von zwei überdimensioniert großen Porträts blicken die beiden Revolutionsführer, Staatsgründer Khomeini und Staatsoberhaupt Chamenei, auf uns Wartende herab. Ihr Blick scheint einen zwar willkommen zu heißen, aber gleichzeitig auch darauf aufmerksam zu machen, dass man nun die Islamische Republik Iran betritt und sich an die hiesigen Regeln zu halten hat. Die Passkontrolle erweist sich als das unkomplizierteste Prozedere dieses frühen Morgens. Das Abholen des Gepäcks hingegen gestaltet sich deutlich schwieriger, da Turkish Airlines es leider verpasst hatte die Koffer der Reisenden aus Frankfurt mit in die Maschine zu laden, sodass wir Frankfurter alle

bis zum dritten Tag der Reise ohne Gepäck auskommen müssen. Immerhin ist dann unser Hotel, wie übrigens alle weiteren auf der Reise, sehr gut ausgestattet, sodass zumindest für Zahnbürsten und einige weitere Hygiene-Artikel gesorgt ist.

Gegen 6 Uhr morgens beziehen wir endlich unsere Zimmer. Der Anblick des Sonnenaufgangs über Tabriz vom Hotel-Balkon aus kann das Unverständnis über den Koffer-Fauxpas zwar nicht vergessen machen, aber die Aufregung nun mitten im Iran zu sein, überwiegt dann doch alle anderen Gefühle. In 7 Stunden wird das Programm losgehen, Zeit zum Schlafen bleibt also immerhin etwas. Nur wer kann schon schlafen, morgens um halb 7 ohne Gepäck mitten im Iran, während draußen langsam die Rush Hour beginnt?

Tabriz

Der erste Programmpunkt des Tages führt uns in eine Mall zum Mittagessen, bei dem wir einen ersten Vorgeschmack auf die Vielfalt der persischen Küche bekommen. Verschiedene Arten von Kebab, Reis und gebratenem Fisch sollten uns in diversen Variationen in den nächsten zwei Wochen noch sehr häufig begegnen. Zu meinem Erstaunen muss ich dabei feststellen, dass die persische Küche sehr mild ist, und mit vielen Aromen und Zutaten spielt, die man in Europa durchaus gewöhnt ist. Zu scharfem Essen oder für europäische Gaumen eher ungewohntem Geschmack begegnen wir so gut wie nie. Zumindest mir ist jeder Besuch eines traditionellen Restaurants lieber, als die zwei, drei Gelegenheiten, bei denen wir Fast Food oder Pizza essen gehen. Die erste Verkostung des iranischen Nationalgetränks dugh allerdings empfinde ich als äußerst gewöhnungsbedürftig, da das Joghurtgetränk in diesem Lokal doch recht streng geraten war. Diverse weitere Versuche werden aber zeigen, dass ein selbstgemachter und mit Kräutern verfeinerter dugh ein durchaus leckeres und erfrischendes Getränk sein kann.

Schon in Tabriz knüpfen wir erste Kontakte zur iranischen Hochschullandschaft. Am ersten Tag besuchen wir die Architektur-Fakultät der University of Islamic Arts, während wir am

zweiten Tag dann auf deren Hauptcampus eingeladen sind. Der Architektur-Fachbereich ist in mehreren wunderschönen Bürgerhäusern aus qajarischer Zeit (Ende 18. bis Anfang 20. Jh.) inmitten des Stadtzentrums untergebracht. Durch diverse Erdbebenschäden sind die Studierenden der Universität ununterbrochen dabei ihren eigenen Campus zu renovieren und zu rekonstruieren. Erwähnenswert ist hier die uns gezeigte Sammlung an architektonischen Entwürfen der Studenten, welche äußerst moderne Interpretationen von Moscheen, Konzerthäusern oder Gemeindezentren entworfen hatten. Der Hauptcampus der Kunst-Universität befindet sich in einer ehemaligen Lederfabrik am Stadtrand, die ebenso nach und nach renoviert wird und einst von deutschen Architekten des Kaiserreichs erbaut worden war. Überhaupt werden die Iraner nicht müde die guten Beziehungen der Shahs zu Deutschland und insbesondere dem Wilhelminischen Reich zu betonen. So wurde etwa auch das erste funktionalistisch-moderne Rathaus des Iran in Tabriz von deutschen Architekten entworfen, welches heute ein Museum beherbergt. Es könnte tatsächlich auch in Berlin auf der Museumsinsel stehen.

Im Gewölbekeller der ehemaligen Lederfabrik besichtigen wir eine bemerkenswerte Ausstellung islamischer Kunst. Die Kunstwerke aus Holz oder Metall, die kalligraphischen Arbeiten und die Gemälde sind alle von Studierenden verschiedener Herkunftsländer hergestellt worden. Die filigrane Ausführung mancher Stücke ist wirklich außerordentlich. Freundlicherweise bekommt jeder von uns einen Ausstellungskatalog geschenkt, der noch einmal alle Exponate zeigt und erklärt. Ein persönliches Highlight ist für mich der Besuch einer Holzwerkstatt, in der hauptsächlich junge Studentinnen gerade am Arbeiten sind. Sie schreinern Tische, Rahmen und diverse filigrane Holzgewerke, streichen, leimen und schleifen. Das Bild einer komplett verschleierte jungen Frau, die in schwarzem Tschador im Staub kniend mit einer Stichsäge ein Brett bearbeitet, hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt, weil es für mich wunderschön die Gegensätze zwischen Tradition und Moderne im Iran symbolisiert.

Nach dem Besuch der Architektur-Fakultät am ersten Tag schauen wir uns das Aserbaidzchan-Museum in Tabriz an. Hierzu muss man wissen, dass das heutige Staatsgebiet der Republik Aserbaidzchan lange zum persischen Reich gehörte, jedoch nie den Namen Aserbaidzchan trug, die beiden nördlichsten Provinzen des Iran jedoch bis heute so heißen. Die Ausstellung kreist rund um die Siedlungsgeschichte der Region und führt den Besucher von steinzeitlichem Schmuck über achämenidische Keil-Inschriften bis hin zu den Arbeiten des zeitgenössischen Bildhauers Ahad Hosseini, dessen Werke angeblich schon mehrfach vergeblich vom Louvre für eine Ausstellung angefragt worden waren. Diese Bronzegüsse hinterlassen bei mir einen düsteren Eindruck, da Hosseini durch seine einprägsamen Figuren ziemlich offen Krieg und Hunger, aber vor allem Aufrüstung im Allgemeinen und Atomwaffen im Speziellen anprangert und gewissermaßen als Geißel der Menschheit darstellt.

Eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt ist die sogenannte Blaue Moschee, die 1465 unter den Qara Qoyunlu erbaut wurde. Ihre einstmals prachtvolle Verkleidung mit blauen Mosaiken ist bei einem Erdbeben im Jahr 1779 fast komplett zerstört worden, erst seit einigen Jahrzehnten wird an der Restauration gearbeitet, die aber noch lange nicht abgeschlossen ist.

Sicher nicht mehr aufbauen kann man hingegen die Ruinen der gewaltigen Ali-Shah-Moschee, die 1320 fertiggestellt wurde. Von dem ehemals größten Ziegel-Kuppelbau der Welt, der beinahe 35 Meter hoch war, sind nur noch die bis zu 11 Meter dicken rückseitigen Wände des Gewölbebogens erhalten. Da nach den Erdbebenschäden das Gebäude nicht mehr als Moschee genutzt werden konnte, diente es den Qajaren als Festungsbau. Die Einschusslöcher des zaristischen Artilleriefeuers während einer Belagerung der Stadt zeugen noch heute von dieser Epoche. Heute stehen die immer noch imposanten Überreste auf dem Gelände der neu erbauten riesigen Freitagsmoschee, welche mit ihrer lieblosen Skelettbauweise indirekt daran erinnert, wie prachtvoll das alte Bauwerk direkt nebenan einmal gewesen sein muss.

Wahrlich prachtvoll ist hingegen der Basar von Tabriz. Er ist nach diversen Naturkatastrophen komplett wiederaufgebaut worden, was ihm einen Platz auf der Liste der UNESCO-Welterbestätten einbrachte. Im 13. Jahrhundert wegen der Bedeutung der Stadt als Handelsplatz an der Seidenstraße erbaut, beeindruckt der Komplex heute vor allem durch seine komplett mit Ziegeln übermauerte Dachstruktur. Bekannt sind hier insbesondere die Leder-, Schuh- und Teppichmanufakturen, die zumeist direkt über den Verkaufsläden im Obergeschoss liegen. Beim Besuch der großen Teppichhalle wird mir bewusst, wie viel Arbeit die Handwerker in ihre Teppiche stecken. Über 2000 Arbeitsstunden hatte es gekostet, einen uns präsentierten „Perser-Teppich“ herzustellen, was auch den enormen Preis von mehreren tausend Dollar relativiert. Schade ist nur, dass wir selbst keinen Freiraum bekommen, um den Basar auf eigene Faust zu erkunden. Dies ist allerdings auf Grund des straffen Zeitplans nicht möglich, immerhin steht noch ein Tagesausflug in das Bergdorf Kandovan auf dem Programm. Alle Tage sind mit so vielen Highlights bestückt, dass zwischendurch oft die Zeit zur eigenen Reflexion fehlt. Allerdings erstickt die fast durchgehend sehr gute Stimmung innerhalb der Gruppe beinahe jeden Anflug von Lagerkoller schon im Keim.

Kandovan

Weltweit existieren nur drei sogenannte Felsendörfer, deren Behausungen in den Stein geschlagen wurden: in den USA, in Kappadokien in der Türkei und eben hier im Norden Irans. Das besondere an Kandovan ist, dass es das einzige von den genannten Dreien ist, welches bis heute bewohnt ist. In wenigen Jahren soll es auch in die Weltkulturerbe-Liste aufgenommen werden, wodurch paradoxerweise genau jene Besonderheit bedroht ist. Unserem Guide zu Folge müssen nämlich als Bedingung für die Aufnahme in die Liste alle nachträglich aus Ziegeln und Mauerwerk erbauten Häuser und Anbauten abgerissen werden, um den „ursprünglichen“ Charakter des in den Fels gehauenen Ortes wiederherzustellen. Die dort aktuell lebenden

Bewohner werden dann – so der Plan – in eine wenige hundert Meter entfernt zu errichtende Apartmentsiedlung umgesiedelt um das besondere Menschheitserbe zu schützen. Allerdings existiert ja das Dorf Kandovan nur, gerade weil dort seit Jahrhunderten Menschen ihre Behausungen errichten. Früher bauten sie diese ‚in‘ den Stein, heute eben ‚aus‘ Stein. Wie diese Posse ausgeht, wird man in ein paar Jahren sehen. Noch scheint all dies zumindest äußerlich die Bewohner nicht zu stören – und noch weniger die einheimischen Touristen. Viel mehr herrscht großer Trubel im Ort, was auch damit zu tun hat, dass es am Fuße des Dorfes eine Heilquelle gibt, von deren Wasser man sich gute Gesundheit verspricht.

Das Dorf an sich schmiegt sich in eine steile Felswand hinein. Die Bewohner wissen sehr gut die wichtigste Ressource vor Ort zu nutzen: den Tourismus. Überall sind kleine Stände in die Felswände eingelassen und die meisten Verkaufsräume verwandeln sich bei Ladenschluss in die Küche, das Wohn- oder Schlafzimmer der hier lebenden Familie. Zu kaufen gibt es Tücher, Spielzeug, Andenken Süßigkeiten, Trockenobst, Nüsse, Pistazien und den äußerst leckeren heimischen Honig, welchen man noch in den Bienenwaben kaufen kann.

Im Iran begegnet man an jeder Straßenkreuzung unzähligen Plakaten, die einfach nur Werbung machen, die Bevölkerung zum Anschlallen ermahnen oder davor warnen, dass zu viel Salz das Herz-Kreislauf-System angreife. Hier in Kandovan, einem Touristen-Hotspot, stoßen wir urplötzlich auf eine ausschließlich an uns adressierte Botschaft. Großayatollah Ali Chamenei richtet auf einem großen Plakat einen Appell auf Englisch direkt an „die Jugend in Europa und Nord-Amerika“. Er ruft dazu auf, sich ein eigenes Bild des Islam zu machen, und hierfür den Koran und das Leben des Propheten zu studieren, um sich der „Flut an Vorurteilen“ und gezielt gestreutem „Hass“ dem Islam gegenüber stellen zu können. Auch wenn dies offensichtlich anti-westliche Propaganda ist, weil Chamenei gleichzeitig den westlichen Politikern unterstellt, den „Pfad der Rechtschaffenheit“ verlassen zu haben, so regt

dieser so gezielt an uns gerichtete Aufruf doch zum Nachdenken an. Hat der Ayatollah im Kern seiner Botschaft nicht Recht? Ich muss an die unzähligen Vorurteile dem Iran gegenüber denken, mit welchen man in Deutschland konfrontiert wird; und daran, dass man jenen tatsächlich nur entkommen kann, wenn man sich ihnen vor Ort stellt und das Land bereist. Der Iran besteht nicht nur aus Atomwaffen und –kraftwerken, Revolutionswächtern und anti-israelitischer Polemik oder strenggläubigen Schiiten, sondern ist so unglaublich bunt und vielfältig, dass er in keine Schublade zu passen scheint. Dass es ausreicht eine Religion nur aus ihren heiligen Schriften und ihrer Tradition heraus zu ergründen, würde ich zwar anzweifeln; genauso wenig aber lernt man ein Land nur aus der Tagesschau kennen.

Auf der Heimfahrt nach Tabriz öffnet sich uns von der Autobahn oberhalb der Stadt aus ein unglaublicher Blick über das Häusermeer dieser 2 Millionen Einwohner zählenden Metropole. Die zweite Hauptstadt der Safaviden war wahrlich ein guter Startpunkt für die Reise, da sie uns mit ihrem modern-offenen Flair sowie gastfreundlichen und unkomplizierten Menschen empfangen hatte.

Von Tabrīz über Julfa nach Ardabīl

Michael Weichenhan

*Ġalāl ad-Dīn Muḥammad Rūmī,
ein ġazal,*

Übersetzung Fr. Rückert

*Ich sah empor, und sah in allen Räumen Eines;
Hinab ins Meer, und sah in allen
Wellenschäumen Eines.*

*Ich sah in's Herz, es war ein Meer, ein Raum
der Welten,
Voll tausend Träum'; ich sah in allen Träumen
Eines.*

*Du bist das Erste, Letzte, Aeußre, Innre,
Ganze;*

*Es strahlt dein Licht in allen Farbensäumen
Eines.*

*Du schaust von Ostens Grenze bis zur Grenz'
im Westen,
Dir blüht das Laub an allen grünen Bäumen
Eines.*

*Vier widerspenst'ge Thiere ziehn den
Weltenwagen;
Du zügelst sie, sie sind an deinen Zäumen
Eines.*

*Luft, Feuer, Erd' und Wasser sind in Eins
geschmolzen
In deiner Furcht, daß dir nicht wagt zu
bäumen Eines.*

*Der Herzen allen Lebens zwischen Erd' und
Himmel,
Anbetung dir zu schlagen soll nicht säumen
Eines!¹*

Die Fahrt beginnt, wie jeden Tag, mit einem Gedicht. Da aber das Mikrofon kaputt ist, alles im Bus laut klappert und ich ohnehin schlecht höre, verstehe ich kein Wort und versuche deshalb, mich an eines der ġuzūl Rūmīs zu erinnern, dessen Reimwort „eines“ ist, aber natürlich reicht mein Gedächtnis nicht hin, um es mir aufzusagen. Weil der Computer nicht mit auf die Reise gegangen ist, bleibt nichts anderes übrig als zu warten, bis man zu Hause nachsehen kann. Über das schlechte Gedächtnis bin ich verärgert und stelle mir mit gewissem Neid vor, wie die großen Reisenden, Pietro della Valle oder Adam Olearius, mit deren Reiseberichten besonders die Studierenden aus Frankfurt gut vertraut sind und die uns allen ein wenig über die Schulter schauen, die Zeit auf den langdauernden Reisen mit dem Erinnern langer Textpassagen verbracht haben mögen. Immerhin, die sieben Verspaare, die das Eine und die Einheit des Verschiedenen umkreisen, passen auch zu dem Unternehmen dieses Tages, auch wenn wir nicht an ein Meer und nicht in eine weite Ebene, sondern in die

¹ Friedrich Rückert, Gesammelte Gedichte: 2. Band, Erlangen 1837, 413.

Berge fahren, wo der Blick durch Felswände begrenzt und aus dem Tal in die Höhe gerichtet wird. Es geht von Tabrīz weiter nach Norden in Richtung der Grenze zur heutigen Republik Aserbaidschan, genauer der Exklave Nachiteschwan, dem einstigen „Arrān“. Ein Gebiet mit wandernden Grenzen, mit einer langen Reihe von sprachlichen, religiösen und politischen Überschreibungen. Das rötliche Gestein der kahlen und längs des Flusstales schroff aufragenden Berge und der strahlend blaue Himmel aber lassen erahnen, was es auf sich haben könnte mit jener Einsicht: in allen Farbensäumen Eines, in allen Räumen Eines.

Mittags machen wir Station in Julfa, einer seit Anfang des 16. Jhs. bedeutenden Station des Seidenhandels auf der Strecke Tabrīz – Jerewan – Tiflis, einer nunmehr kleinen und geteilten Stadt, und wir fahren unmittelbar an die iranisch-aserbaidschanische Grenze, die ein Bahngleis quert. Ab und an sollen hier auch Züge verkehren. Wer noch die schweren Grenzanlagen kennt, die Ost und West einst in Europa trennten, empfindet den einzelnen bewaffneten Grenzposten auf einem Turm als beruhigend harmlos. Trotz der engen Beziehungen, die die Republik Aserbaidschan zur NATO unterhält, scheint das Verhältnis zwischen den beiden Staaten derzeit noch ziemlich entspannt zu sein. Auf kriegerische Auseinandersetzungen verweist denn auch nur eine kleine Gedenkstätte an der Eisenbahnbrücke; allerdings liegt dieses Scharmützel 75 Jahre zurück und wurde 1941 zwischen der Roten Armee – die heutige Republik Aserbaidschan gehörte damals zur Sowjetunion – und den iranischen Streitkräften im Rahmen der englisch-sowjetischen „Operation Countenance“ ausgefochten, die insgesamt zum Zusammenbruch der Verteidigungslinie im Norden und zur Besetzung des neutralen Irans führte. Die sowjetische Besetzung endete de facto erst im Dezember 1946. Die Gedenkstätte erinnert die getöteten iranischen Soldaten ausdrücklich als Märtyrer; jedenfalls in der englischen Übersetzung hat das Wort Märtyrer hier somit nur die Bedeutung von „heldenhaft Gefallener“. Man müsste sich einmal mit der Semantik des Märtyrers eingehender

beschäftigen, besonders deswegen, weil die Erinnerung an die während des Krieges mit dem Irak Gefallenen an den Straßen der Städte sehr präsent ist.

Von Julfa aus geht es auf kurvenreicher Straße weiter in nordwestlicher Richtung, die Straße liegt im Tal, das der Aras (Araxes) in die Felsen gegraben hat – die Autostraße folgt zweifellos dem Verlauf des alten Handelswegs, auf dem man das armenische Hochland erreichte. Folgte man dem Fluss weniger als hundert Kilometer weiter, gelangte man an den Fuß des Ararat, auf dem der Legende nach die Arche Noah nach der Sintflut aufgesetzt haben soll. Wir durchfahren einstiges Siedlungsgebiet der Armenier, am Rande der Straße sind Ruinen einer alten Karawanserei und kleine armenischen Kirchen zu sehen, die jüngst restauriert wurden. So imposant die links und rechts aufragenden Felsen sind, so sehr fällt das Fehlen von Vegetation auf. Stolze kahle Berge in teilweise bizarren Formationen und ein azurblauer Himmel soweit das Auge reicht. Ein verlassenes Stück Land – für jemanden, der aus dem zersiedelten Europa kommt, wo man kaum noch „menschenleere“ Gebiete kennt, von enormer Faszination. Armenier lebten hier zahlreich bis zur militärisch motivierten Umsiedlungsaktion (man kann wohl von der Taktik „verbrannter Erde“ sprechen) von Oktober/November 1604 durch Shah Abbas I, der für die Handwerker und Kaufleute in Isfahan ein neues Julfa errichten ließ;² bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts wird auf Entvölkerung und Entwaldung und deren katastrophalen Folgen aufmerksam gemacht, wie der Bericht des August v. Haxthausen (1792–1866) zeigt.

2 Vgl. V. S. Ghougassian: Julfa I: Safavid Period, in: Encyclopaedia Iranica.

August von Haxthausen: Armenier im Araxes-Tal³

Die Armenier blieben ohne Burgen und Thürme in den Ebenen des Araxes unwandelbar sitzen, dem Lande, wo alle Heere des Ostens durchzogen, wo mehr Schlachten geliefert und Blut geflossen, wie irgendwo. Und doch waren hier stets reiche Städte, heute zerstört, morgen wieder aufgebaut; stets war das Land blühend. Das that der ungemein starke Gemeinsinn der Armenier, die starken Familienbände. [...] Dieses mächtige Familien- und Gemeindeleben hat schon in den ältesten Zeiten Cultur, Gewerbe, Handel und Liebe zu den Wissenschaften entwickelt. In Armenien wurden sehr früh als Produkte des Landes Kupfer, Seide, Leinen, Baumwolle und Cochenille verarbeitet und in den Welthandel gebracht. Das Chalifat, welches Armenien, Indien, Aegypten, selbst Spanien gleichzeitig beherrschte, begünstigte den armenischen Handel. Vielleicht schon früher, aber bestimmt aus jener Zeit, findet man armenische Kaufleute in der ganzen Welt zerstreut; unter der Weltherrschaft Dschingischan's vermochten sie bis China zu dringen. [...] Besonders die Perser verheerten mehrmals Armenien, schleppten einen großen Theil der Eingesessenen mit und siedelten sie in Colonien bis Indien an. Eine derselben, Neu-Dschulfa in Ispahan, wohin Schah Abbas 40.000 Armenier versetzte, ward eine Hauptstation für den europäisch-asiatischen Handel.

Alle Reisenden und Schriftsteller in allen Zeiten sprechen von der Größe, der zahlreichen Bevölkerung und dem Reichthum der armenischen Städte in der Araxesebene, aber auf den Bergen liegen keine Burgen, in den Dörfern keine Vertheidigungsthürme, wie in Grusien. Der reisende Mönch Rubriquis,⁴ 1253, meldet von Nachtschewan, daß dort einst 800 Kirchen gewesen, von denen er aber nur die Ruinen gefunden. Schah Abbas führte 1605 allein aus Dschulfa 40.000 Einwohner fort.

³ Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, Erster Theil, Leipzig 1856 (ND Hildesh. 1985), 218–220.

⁴ Guillaume de Rubriques (Rubrouck), Franziskaner, 13. Jh., Abgesandter des französischen Königs Louis IX zum Groß-Khan, reiste von Konstantinopel bis Karakorum, kam bei der Rückreise durch das transkaukasische Gebiet. Sein Itinerarium ad partes orientales wurde 1589 in Auszügen ediert und später häufig übersetzt.

In der Stadt Artaschad sollen im Jahr 370, bei der Zerstörung durch die Perser, 40.000 armenische und 9000 jüdische Häuser gewesen sein. Im 8. Jahrhundert finden wir sie dennoch als einen blühenden Ort. Als die Araber 639 Towin eroberten, schlugen sie 12.000 todt und führten 35.000 in Gefangenschaft. [...]

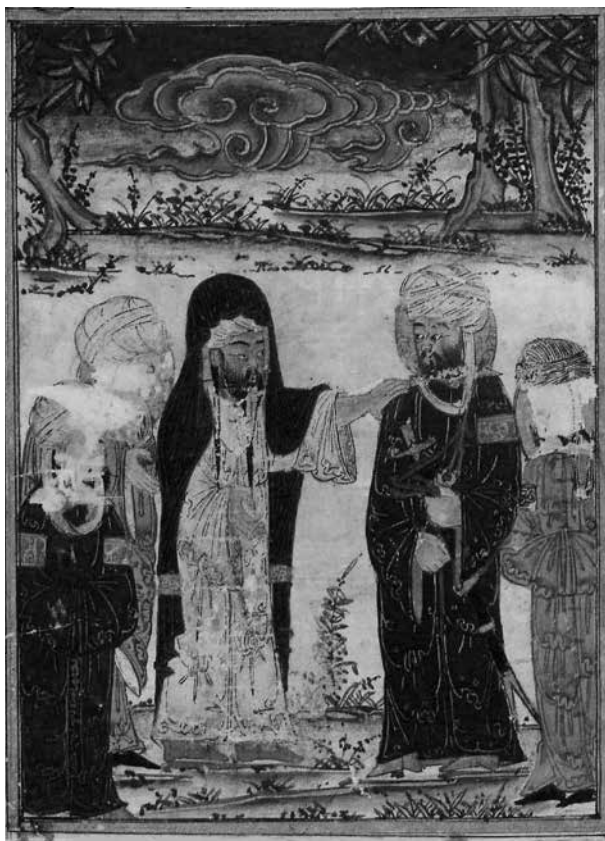
Die gegenwärtige armenische Bevölkerung in den transkaukasischen Landstrichen wird auf 274.000 Köpfe angegeben, von denen etwa ein Drittheil bis zur Hälfte erst seit 20 Jahren aus dem persischen und türkischen Armenien einwandert. Von der vielleicht um mehr als das zehnfache stärkeren Bevölkerung in frühern Zeiten geben die Spuren unzähliger eingegangener Weinberge, z.B. bis zu einer Höhe von 4250 Pariser Fuß,⁵ in der Gegend der Ruinen von Talgüs Zeugniß. In dieser Gegend sind die Wälder ausgerottet, der dadurch hingeschwundene Reichthum an Wasser hat die Verödung des Landes herbeigeführt. Der Flecken Eschnak hieselbst hatte in alten Zeiten 120.000 Einwohner, jetzt lange nicht soviel Hunderte, und doch reicht jetzt das Wasser kaum für das Bedürfniß. Von der Zahl der Wasserleitungen und Wasserbehälter, von denen man die Spuren in Ruinen findet, macht man sich kaum einen Begriff. Auch sie bezeugen die frühere starcke Bevölkerung, denn Wasserkanäle sind nie aus Luxus angelegt.

Unser Ziel ist das Kloster St. Stephanus – eine durch Mauern umgrenzte idyllische Anlage, nicht zuletzt, weil hier alte Bäume Schatten spenden. Ein Kloster befindet sich an dieser Stelle seit dem 7. Jh. Wiederholt zerstört und aufgebaut, so von den Safawiden, später den Kadscharen, zählt es seit 2008 zum Weltkulturerbe der UNESCO. Jetzt blickt man auf einen Bau, der wohl in erster Linie auf die gründlichen Restaurierungen des 17. und des beginnenden 19. Jhs. zurückgeht. Mönche, die über Jahrhunderte hier beteten, kostbare Manuskripte herstellten, den Garten pflegten, leben nicht mehr hier. Dennoch verströmt alles Alter und Ruhe, eine gewisse Zeitenthobenheit. Noch haben die Scheußlichkeiten sakraler Andenken das Kloster nicht erreicht und Flatrate-Spiritualität bleibt einem erspart. Stattdessen tummeln sich fröhliche junge Männer, im schönen Klostergarten sitzen

⁵ Das entspräche ca. 1400 m.

Frauen im tiefschwarzen Tschador und Familien, die während der letzten Ferientage hier vorbeischaun, verweilen kurz im Innern der Kirche. Hoch oben über den steilen Felsen kreisen Adler am strahlenden Himmel. Nähe und Ferne, Geräusche und Stille, Farben und Licht: in allen diesen Eines. Es gibt gewisse Orte, wo dieses Unsichtbare zu sehen ist. Erst später lese ich, dass auch Zarathustra aus diesem Bergland gekommen sein soll. Mag sein. Über jenen sagenhaften Weisen und Religionsstifter weiß man nichts. Dass die Phantasie ihn mit dieser erhabenen Landschaft in Verbindung bringt, gibt Sinn.

Die Rückfahrt wird lang – auf bergig enger Straße wieder hinab nach Julfa, dann über Tabrīz bis hinauf nach Ardabīl, das wir erst in der Nacht erreichen.



N. Haider, *Shī'i Islam*, 2014, Cover.

Ardabīl: Nomaden, Safawiden und Zūrḥāne

Michael Weichenhan

Am Anfang soll heute kein Gedicht, sondern ein bemerkenswertes Bild stehen, das ich nach meiner Heimkehr nach Berlin gefunden habe. Es stammt aus dem Ms. arab. 161 der Special Collections of Edinburgh University Library, einer illuminierten Handschrift von al-Bīrūnī's „Hinterlassenschaften früherer Zeiten“ und zeigt die Einsetzung des 'Alī ibn Abī Ṭālib durch seinen Vetter und Schwiegervater Muḥammad. Bemerkenswert ist diese Illustration nicht nur, weil das Gesicht des Propheten hier, anders als das der drei Kalifen Abū Bakr, 'Umar und 'Uṭmān, nicht unkenntlich gemacht worden ist. Es ist auch insofern interessant, als es einen deutlich „chinesischen“ Einschlag zeigt; der Maler, Ibn al-Kutbī, der dieses Bild 1307 n.Chr. schuf, hat klar fernöstliche Vorbilder vor Augen gehabt. Als eine Art Bild-Motto dieses Tages taugt es in gleich mehrfacher Hinsicht:

Es stammt aus dem heutigen Nordwesten des Iran, der Gegend, die wir durchreisen, evtl. aus Tabrīs, seine Entstehungszeit weist auf die Anfänge der Safawidendynastie, der wir in Ardabīl begegnen werden. Vor allem aber verdeutlicht es die einzigartige Rolle, die 'Alī, dem Mann mit dem zweiklingigen Schwert (Dū l-faqār), im schiitischen Islam zukommt. Die Rhetorik des Bildes ist eindeutig und durch die Zerstörung der Gesichter der drei Kalifen noch verstärkt: Allein 'Alī, der erste Imam (nach dem Propheten), ist zum Nachfolger Muḥammads erwählt worden. Damit steht er in einer Reihe mit denen, die Juden und Christen als „Erzväter“ bezeichnen: Abraham, Isaak und Jakob.⁶

Ein Ḥadīṭ lässt den Propheten sagen: „Wessen Herr ich bin, dessen Herr ist 'Alī.“⁷

6 Quran II 124; XXI 72f.

7 Vgl. N. Haider, *Shī'i Islam*, Cambridge 2014, 34. Zur Illustration a.a.O., xiii–xiv; R. Hillenbrand, *Images of Muhammad in al-Biruni's Chronology of Ancient Nations*, in: *Persian Painting*, hg. v. R. Hillenbrand, London 2000, 129–146.

Zunächst geht es vom Hotel in Ardabīl auf einer Piste hinauf in große Höhen und die faszinierende Welt der Nomaden, die hier „Šāhsevan“, Gefolgsleute des Schah, heißen: Einer nicht unumstrittenen Tradition zufolge Verweis auf einen von Abbas I befohlenen Zusammenschluss der hier lebenden Nomadenklans zu einer ihm dienstbaren G/Truppe.⁸ Ob das nun zutrifft oder nicht – für einige Zeit begegnen wir einer Welt, die noch immer stark von natürlichen Rhythmen geprägt ist: Von den Tages- und Jahreszeiten, dem Zug der Schafherden. Die freundlichen Menschen, die zum Teil noch die traditionellen halbkugligen Filzzelte bewohnen, *alačiq* genannt, bieten umgehend heißen Tee und über dem Feuer gebratene Fleischstückchen an. Auch sich selbst kann man am Feuer kurz aufwärmen, und für die Raucher sind die glühenden Scheite in den Kohlebecken wichtig, da wegen der großen Höhe unsere Feuerzeuge nicht mehr funktionieren. Ein älterer Mann schmiegt sich zärtlich an den Hals seines Kamels, ein schönes und idyllisches Bildmotiv; einige Schafe werden geschlachtet, so dass sich ein kleines Wasserrinnsal mit ihrem Blut färbt - schon weniger idyllisch. Aber wahr: wer Fleisch isst, muss töten (lassen). Mittels Sessellift lässt sich noch ein Stück höher bis in ein weites Tal fahren, das von majestätisch hohen Bergen gesäumt wird. Ein verlockender Gedanke, mindestens einen Abstecher in die Nähe dieser Felsen zu machen. Vor dem Klimawandel dürften sie auch im Sommer mit Gletschern bedeckt gewesen sein, jetzt scheint Schnee nur noch im Winter zu liegen. Ein Skigebiet. Noch halten die Verunstaltungen durch den Tourismus sich in Grenzen. Um uns wieder aufzuwärmen, trinken wir in einem großen Raum wieder den guten starken Tee. Dazu lässt ein Sänger Lieder zur *Bağlama* (bzw. überhaupt „*Saz*“) hören, deren modale Melodik ungeheuer faszinierend ist – leider ist nichts zur Hand, um das aufzuzeichnen. So bleibt nur das Staunen über das Klangereignis, das einen wie ein starker Wind packt und wieder entschwindet.

⁸ Vgl. R. Tapper, *Shahsevan*, in: *Encyclopaedia Iranica*.

Zum Mittag sind wir bei der Familie von Asya Asbaghi und Michael Haußig eingeladen und erleben eine persische Gastfreundschaft, deren Herzlichkeit zusammen mit der Qualität des Essens jede anfangs bestehende Schüchternheit überwindet. Allzu lange können wir dennoch nicht verweilen, da wir uns wenigstens ein paar Stunden die alte und für das Programm unserer Reise grundlegend wichtige Stadt Ardabīl ansehen wollen. Denn sie ist der Ausgangspunkt für die Dynastie der Safawiden, die wiederum treibende Kraft der Durchsetzung des schiitischen Islam im Gebiet des heutigen Iran und angrenzender Gebiete gewesen sind.

Ein wenig kann man zunächst durch die Stadt bummeln und dies und jenes kaufen; ein Bücherflohmarkt bietet allerlei; erstaunlich, dass sogar einige Bücher von und über den letzten Schah dort feilgeboten werden. Wer des Persischen kundig ist, freut sich über die Übersetzung von Dantes Göttlicher Komödie, wer das nicht ist, kauft lieber Schuhe, Hemden oder Tee. Eine Studentin führt uns durch die wichtigste Sehenswürdigkeit der Stadt, ein zum Weltkulturerbe zählendes Heiligtum, genauer ein „Kloster“ („*dargāh*“ bzw. „*ḥāneqāh*“), in dem einst *Šafī ad-Dīn* (1252–1334) gelebt und eine Anzahl Schüler unterwiesen hat. Diese Schule, die er von seinem Schwiegervater übernahm und nach seinem eigenen Namen in *Šafawīya* umbenannte, ist der Ausgangspunkt des für Sendungsbewusstsein, politische Klugheit, Entschlossenheit, militärisches Geschick und glanzvolle Selbstdarstellung bekannten Safawidengeschlechts, das den Iran über zwei Jahrhunderte beherrschte und ihn seit *Ismail I* (+1524) im Sinne der Auffassungen der Zwölferschia prägte. Auf den Glauben an die zwölf Imame weist im Hof des Klosters eine in den Boden eingelassene runde Platte, deren Rand zwölf kleine Halbkreise bilden. Die Safawidenherrscher haben das einstige Kloster zu einer prächtigen Stätte der Erinnerung ihrer Geschichte ausgestaltet, in der Totengedenken, Spiritualität und höfische Inszenierung eine beeindruckte Synthese eingegangen sind, deren ästhetische Qualität selbst den wohl mit Staunen erfüllt, der für die geistliche Atmosphäre, die die Innenräume ausstrahlen, eher unempfänglich ist. Was sichtbar ist von

den Räumen und Gebäuden, ist in vielen Photos festgehalten. Nicht abbilden lässt sich hingegen das merkwürdige Gefühl, das sich einstellt, wird man sich darüber klar, dass an dieser Stelle der Ursprung einer bis in die Gegenwart reichenden historischen Entwicklung liegt, die den Iran zu einer schiitisch geprägten Nation machte und eine faszinierende politische Theologie entstehen ließ, in der sich Mystik und eine indirekte Theokratie auf denkwürdige Weise miteinander verbanden. Aus unserer lateinischen Tradition kennen wir das in Ansätzen; dass die Geschichte hier einen anderen Verlauf genommen hat und wir Frömmigkeit, Religion, Recht und Politik in jeweils verschiedenen Sphären anzusiedeln gewöhnt sind, die zwar gewisse Überschneidungen aufweisen können, vor allem aber möglichst störungsfrei nebeneinander existieren sollen, sagt nichts über deren Überlegenheit gegenüber Alternativen.

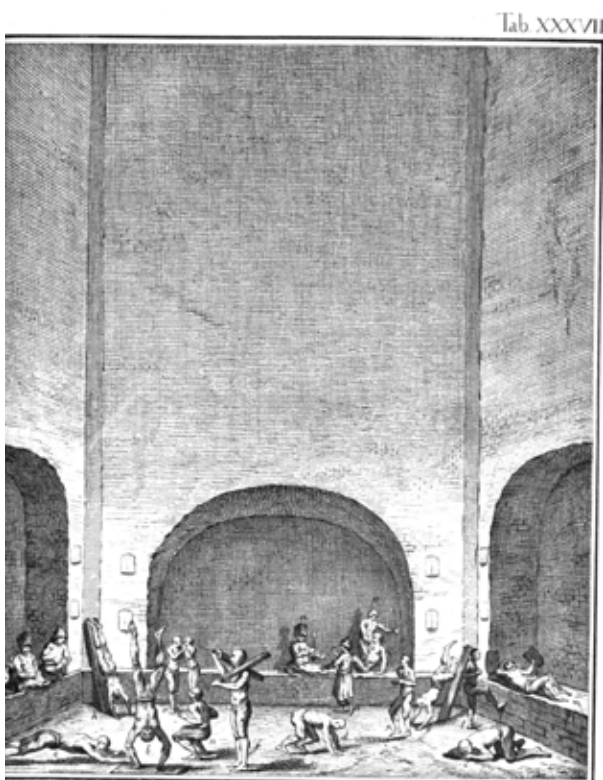
Das benachbart liegende Museum bietet in ansprechender Weise Einblicke in die reiche Geschichte des Landstrichs, die bis in Funde aus der Bronzezeit zurückreicht. Auch hier Hinweise auf die wechselvolle Geschichte des aserbaidzhanischen Gebietes, das umkämpfte

Grenzland zu den kaukasischen Völkern und seit dem Beginn des 19. Jhs. Schauplatz der Auseinandersetzung mit dem nach Süden vordringenden Russischen Reich, das eine Reihe wertvoller Gegenstände u.a. aus dem Heiligtum des Šafī ad-Dīn nach St. Petersburg verbrachte.

Nach dem Abendessen erwartet uns noch etwas ganz Besonderes: wir dürfen einer Übung in einer Zūrḥāna, dem „Haus der Kraft“ zusehen, die in Ardabīl in der ehemaligen Marienkirche eingerichtet ist. Dabei handelt es sich um ein ritualisiertes Krafttraining mit spirituellen Elementen: Das Bild des 'Alī, das über dem Eingang hängt, wird während der Übungen wiederholt begrüßt und die Erinnerung an den Starken, der dennoch im Kampfe fiel, spielt eine große Rolle. Dass es sich hier nicht um simple körperliche Ertüchtigung nach Art unserer trivialen Fitnessstudios handelt, sondern um eine komplexe Einheit geistiger und körperlicher Übung, ist auf den ersten Blick klar. Alles folgt einer Choreographie und scheint eine Art Narration darzustellen. Der Meister singt bzw. rezitiert Verse, begleitet von virtuosem Trommeln und rhythmischem Anschlagen einer Glocke, wozu die Männer in dem vertieften sechseckigen Platz mit einfachen Übungen beginnen, um dann zu komplizierten Tänzen mit schweren Holzkeulen und einem mit Rasseln besetzten stilisierten Bogen fortzuschreiten. Besonders beeindruckend sind die atemberaubenden „Pirouetten“, die die starken Männer ungeheuer leicht wirken lässt.⁹ Der große Orientreisende Carsten Niebuhr (1733–1815) hat 1765 in Schirāz eine Zūrḥāna besucht, damals gehörten zu den Übungen noch Ringen; dass Frauen bis vor kurzem nicht als Zuschauer zugelassen waren, dürfte sich aus der einst sehr knappen Bekleidung der Männer erklären.

Die Perser haben öffentliche Häuser, die sie Surchōne (Haus der Stärke) nennen, und wo jeder hingehen kann, um seine Kräfte öffentlich zu zeigen. Als ich das erstemal ein solches

⁹ Zur Geschichte des Zūrḥāna, das sich in den letzten Jahren offenbar wieder verstärkten Ansehens erfreut, vgl. den Artikel Zur-Kāna von H. E. Chehabi in der Encyclopaedia Iranica.



C. Niebuhrs Reisbeschreibung [...], Bd. 2, Kopenhagen 1778

Surchône besuchte, fand ich die Luft daselbst so unrein, daß ich es für rathsam hielt, bald wieder wegzugehen. Indeß wagte ich noch einen zweyten Besuch, und dießmal blieb ich so lange, daß ich glaube, meinen Lesern einen deutlichen Begriff von den Leibesübungen geben zu können [...]. Ich saß mit einigen wenigen Zuschauern in einer Nische. die vornehmen und die Kaufleute, welche hieher kamen um sich zu üben, setzten sich in zwey andern Nischen, und rauchten erst eine Pfeiffe Tobak, wie die Figur a auf der Tabelle XXXVII, wo ich gesucht habe, das ganze Schauspiel abzubilden. Man konnte hier auch Caffee bekommen. Drey Musikanten saßen in der vierten Nische. Der eine derselben spielte eine Art Cyther, der zweyte schlug eine kleine Paucke, ohne welche die Morgenländer niemals singen oder tanzen, und der dritte sang bisweilen ein persisches Lied. Als die Liebhaber ihren Caffee getrunken hatten, und nicht mehr rauchen wollten, kleidete einer nach dem andern sich ab, und sprang ganz nackend, außer in ein paar engen ledernen Beinkleidern, die mit einem Riemen um den Leib geschnallt waren, mitten in den Platz. War einer in seiner Kunst schon sehr geübt, so stellte er sich hier gleich auf die Hände, und mit den Füßen in die Höhe, wie die Figur b. Bald darauf aber stellte er sich wieder auf seine Füße, und hielt sein Gebet mit dem Gesichte gegen Mekke gewandt. Denn die Mohammedaner sollen bey allem, was sie unternehmen, erst beten, und diese Pflicht vergessen sie also auch nicht, wenn sie diese Art von Comödie anfangen. [...] Dann nahmen einige in jede Hand ein großes Stück rundes Holz, und warfen es auf die Schulter f. Dabey hatten sie weiter nichts zu thun, als die Hölzer taktmäßig von vorne nach hinten auf der Schulter zu bewegen. Nachher hüpfen einige mit ihren Füßen gegen ein Brett, das sie schreg an die Wand gestellt hatten, wie bey g. [...] Hierauf fingen alle an zu tanzen. Nicht nach europäischer Manier, wo man unterrichtet wird, die Füße auswärts zu setzen, den Körper gerade und leicht zu tragen u.s.f. sondern jeder hüpfte für sich allein; einige im Kreis herum (k) und andere gegen eine Wand, (l) alle bald auf einem, bald auf dem andern Fuß, und dieß so stark als möglich, um den Körper brav zu erschüttern. [...] Dann fingen einige paarweise an zu ringen, und auch dieß nicht ohne vorhergehende Complimente. Unter anderem schlugen zwey ihre Hände zusammen, und legten sie kreuzweis vor

*die Stirn, wie bey (o), welches ich als einen Gruß ansah. Dann setzten sie sich gegen ein ander auf die Erde. Jeder suchte wie er seinen Gegner am vorteilhaftesten angreifen konnte; und wenn sie erst Handgemenge wurden, so rungen sie so lange herum, bald auf den Knien bald auf den Füßen, bis einer auf der Erde lag. Dann küßte der Überwundene dem Sieger ganz ehrerbietig die Hand. [...]*¹⁰

Vielleicht ist Zūrhāna inzwischen vergeistigter oder der Anblick turnender Männerkörper für uns vertrauter als dem Protestanten Niebuhr. Mitgeteilt hat sich wohl allen eher so etwas wie eine spirituelle Stärke, die wir gewöhnlich mit fernöstlichen Techniken wie Yoga in Verbindung bringen, wobei auch dies mittlerweile weithin zur bloß instrumentellen Betätigung herabgekommen ist. Wie dem auch sei, am Abend meine ich etwas mehr von dem Geist der Schia in all seinen Facetten mindestens zu ahnen. Und das hat auch mit der Zūrhāna zu tun.

Masoleh - Qazvin - Alamut

Arne Laloi

Masoleh

Wir fahren durch die karge, bergige Steppenlandschaft der Regionen um Ardebil und Azarbaijan-e-sharqi in Richtung Süden nach Masouleh. Die geplante Route passiert Ardabil, Kivi, Khalkal, Punel, Fuman und dann geht es weiter nach Masouleh.

Wir fahren auf teilweise sehr schmalen Straßen immer weiter in die Berge hinein. Die Landschaft ist noch recht karg und die diversen Ockertöne werden immer mehr auch durchbrochen von grauen Felsen, später mischt sich dann auch in den Tälern immer mehr Grün hinein. Überall am Straßenrand machen Menschen Rast und picknicken. Picknicken und Zelten, scheinen zwei der liebsten Freizeitbeschäftigung der Iraner zu sein. Egal wo uns unsere Reise bisher hin verschlagen hat, an allen möglichen und

¹⁰ C. Niebuhrs Reiseschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Zweyter Band, Kopenhagen 1778, 172–175.

unmöglichen Orten haben die Menschen ihre Zelte aufgeschlagen oder saßen einfach zusammen auf einer Decke und haben gegessen. So auch hier: Überall wo es die Straße zulässt, parken Autos und die Menschen haben ihre Decken ausgebreitet. Die Aussicht wird, je höher wir fahren immer besser und alle drängen sich an den Fenstern des Busses und versuchen durch die Scheiben wenigstens ein paar schöne Bilder zu schießen. Letztlich machen wir dann aber doch einen kurzen Halt und haben so die Gelegenheit ein paar Schritte zu gehen und natürlich auch ein paar Bilder zu machen. Wir überblicken ganze Täler und Bergketten und überall hängen Fetzen von Wolken und Nebel. Das Ganze erinnert ein bisschen an das Bild „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ von Caspar David Friedrich.

Schließlich überqueren wir die Klimagrenze und tauchen vollends in den Hyrcanischen Wald ein, der sich bereits zuvor in den Tälern angedeutet hat. Die Landschaft auf dem Berghang Richtung Kaspisches Meer ist ganz anders als das, was ich erwartet hatte. Hier ist es auf einmal feucht und warm und sogar durch die, auf Hochtouren laufende, Klimaanlage im Bus lässt sich die Luftveränderung spüren. Die Straße windet sich durch dichte, bemooste Wälder und überall zeugen Farne von der hohen Feuchtigkeit und der Fruchtbarkeit des Bodens. Eine angenehme Abwechslung nach der kargen Landschaft auf der westlichen Gebirgsseite. Ein bisschen fühlt sich das auch wie Zuhause an. Die Straßen sind eng und schmal und das Grün ist üppig und umrahmt die schroffen Felsen, die hin und wieder durch das Laub stoßen. Allgemein hat die gesamte Waldlandschaft etwas sehr Verwünschenes, Märchenhaftes an sich.

Nach ein paar Stunden Fahrt haben wir die Berge erst einmal hinter uns gelassen und machen Pause in einem traditionellen Restaurant. Als ich aus dem Bus aussteige schlägt mir die feucht-warme Luft unangenehm entgegen. Das Restaurant besteht eigentlich nur aus einem großen Außenbereich in dem kleine überdachte Pavillons mit Teppichen auf Podesten aufgebaut sind. Alle suchen sich einen Platz und ich entscheide mich für einen

Tisch mit Stühlen, was ich allerdings ziemlich schnell bereue. Ein Pavillon mit Teppich und Kissen wäre definitiv die bessere Wahl gewesen, um sich ein bisschen auszustrecken. Ungeachtet dessen war das Essen sehr lecker. Es gab Wahlweise mit Pflaumen gefülltes Hühnchen oder Fisch, dazu Reis und, man kann fast schon klassischerweise sagen, einen Salat bestehend aus Gurken, Tomaten und Eisbergsalat mit Mayodressing. Nachdem wir alle noch schnell einen Tee getrunken haben, geht es dann auch schon wieder weiter. Wir fahren jetzt durch flacheres Land über Straßen die durch kleine Ortschaften und Reisfelder führen. Die Häuser an denen wir vorbei fahren haben geschwungene Dachbalken, und sehen fast aus wie chinesische Pagodendächer.

Gegen 18 Uhr erreichen wir dann endlich Masouleh. Die Luft ist immer noch drückend und feucht-warm und in der Ferne kündigt sich bereits ein Gewitter an. Masouleh ist eine in den Berghang hinein gebaute Stadt. Die Häuser liegen dicht beieinander und sind aufeinander gestapelt. Das Dach eines Hauses bildet die nächste Terrassenfläche auf der dann wiederum ein weiteres Haus gebaut ist. Die Gassen sind schmal und führen steil nach oben. Überall finden sich Treppen und kleine Nischen und zwischen den einzelnen Häusern lassen sich kleine, teilweise verwilderte Gärten erkennen. Wir haben zwei Stunden Freizeit in der Stadt und können sie allein erkunden. Masouleh scheint ein Touristenmagnet für viele Iraner zu sein. Viele Touristen sind mit ihren Kameras unterwegs und fotografieren sich gegenseitig vor dem Stadtpanorama. Es lassen sich überall kleine Tand- und Kitschläden in den kleinen Gassen finden. Außerdem ist in Masouleh auch der Schrein eines der Söhne des 8. Imam zu finden und daneben eine Gedenkstätte für die im Iran-Irakkrieg gefallen Soldaten. Diese Soldaten werden im Iran als Märtyrer verehrt und man findet Bilder von ihnen in jeder Stadt, Autobahn und Straße an Plakatwänden und Anzeigetafeln. Hier in Masouleh sind die Grabsteine in den Boden eingelassen und Bilder von den Gefallenen sind auf den Steinen zu erkennen. Vor jeden dieser Grabsteine steht so etwas wie eine kleine Vitrine, in der Bilder, Blumen, Schmuck und

andere persönliche Gegenstände arrangiert sind.

Der Schrein selbst ist in einen Gebetsraum und das eigentliche Heiligtum unterteilt. Im Gegensatz zu anderen Heiligtümern oder Moscheen, die wir noch besuchen werden, wird hier nicht geschlechtlich getrennt, aber Frauen müssen sich einen speziellen Gebets-Tschador umlegen. Allerdings scheint dies hier auch eher entspannt gehandhabt zu werden, denn viele iranische Besucherinnen werfen sich den Tschador nur ganz locker über. Allgemein scheint der Schrein auch eher eine Touristenattraktion zu sein. Die wenigsten der Besucher beten tatsächlich innerhalb des Schreins.¹¹

Weiter oben in der Stadt kommen wir in einen heftigen Regenguss. Die schmalen Gassen werden förmlich mit Wasser geflutet und Laufen wird zu einer einzigen Rutschpartie. Wir suchen uns eine kleine Teestube zum Unterstellen und trinken starken schwarzen Tee. In einer Ecke läuft der Fernseher und wir sitzen auf einfachen Bänken und beobachten die vornehmlich alten Männer, die so wirken, als würden sie morgens aufstehen, sich in die Teestube setzen und erst abends wieder nachhause gehen. Zwischenzeitlich wird in einer anderen Nische angefangen zu kochen. Nachdem der Regen ein bisschen nachgelassen hat, machen wir uns auf den Weg zu unserem Bus. Die drückende Schwüle hat nach dem klärenden Schauer ein wenig nachgelassen. In der Zwischenzeit ist es dunkel geworden und der Muezzin ruft zum Gebet.

Qazvin

Nach einer relativ kurzen Nacht, verlassen wir unser Hotel (mit eigener Teeplantage) und fahren in Richtung Qazvin.

Qazvin war unter der Herrschaft von Schah Tahmasp I. zur Hauptstadt des safawidischen Reiches geworden und behielt diesen Status knapp 50 Jahre bis Schah Abbas I schließlich 1598 Isfahan zur neuen Hauptstadt ernannt hat.

11 Das es sich hierbei eher um eine touristische Attraktion handelt wurde mir erst bewusst, nachdem ich gesehen habe, wie Gebete in anderen heiligen Städten zelebriert werden.

Wir checken kurz in unser Hotel ein und machen uns dann direkt auf zu unserer Besichtigungstour durch die Stadt. Wir fahren in kleineren Gruppen mit Minibussen von unserem Hotel bis zum königlichen Pavillon Chehel Sotun und schauen uns dort eine Kalligraphieausstellung an. Die untere Etage des Pavillons wurde zum Zeitpunkt unseres Besuchs gerade restauriert und war dementsprechend größtenteils nicht passierbar. Die oberen Stockwerke allerdings waren komplett frei zugänglich. Die Kalligraphien und Korane sind wunderschön anzusehen.

Vom königlichen Pavillon gehen wir zu Fuß ein Stück weiter zum Peighambarieh Schrein. Hier sollen neben Saleh, einem Enkel des zweiten Imam Hassan Mojtaba, vier jüdische Propheten namens Salam, Salum, Sahuli und Alqia begraben sein.¹² Von der Straße wirkt der Schrein ziemlich unscheinbar und sieht aus wie eine normale Moschee. Erst wenn man das Tor zum Innenhof passiert, sieht man die funkelnde Stirnseite des über und über mit Spiegelscherben besetzten Schreins. Es ist kein Problem den Schrein zu betreten, nur sollte man eher dezent im Umgang mit Fotos sein. Im Gegensatz zu Masouleh wird hier beim Zugang nach Geschlechtern getrennt und es sind auch einige Menschen zum Beten da. Die Wände im Innern des Heiligtums sind ebenfalls komplett mit Spiegelscherben besetzt. Sie reflektieren das grüne Licht, in welches das Innere der Grabkammer getaucht ist in tausend Facetten und lassen die Decke verheißungsvoll glitzern.

Nach dem Verlassen des Schreins ist noch ein kurzer Abstecher in die Nabi Moschee geplant. Hierbei handelt es sich um ein Bauwerk, das angeblich in Safawidenzeit erbaut wurde, aber wahrscheinlich sogar viel älteren Ursprungs ist. Fakt ist aber, dass es sich in der Fläche um eine der größten Moscheen des Iran handelt. Direkt an die Moschee angeschlossen befindet sich ein ziemlich aufgeräumter und gar nicht typischer Basarkomplex. Untypisch deswegen, weil der gesamte Bereich bei unserem Besuch ziemlich leer ist und die überdachten Gassen eher breite Straßen sind. Keiner der Läden hat

12 Vgl. <http://payvand.com/news/05/sep/1056.html>, abgerufen am 03.11.2015, 15:03.

Ware vor der Tür stehen und der ganze Komplex wirkt auch ziemlich frisch renoviert. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deswegen wirkt das Ganze ziemlich ansprechend. Natürlich lässt sich darüber diskutieren, ob eine Modernisierung nicht auch den Charme eines so alten Ortes zerstört, aber auf der anderen Seite muss man eben auch bedenken, dass Renovierungsarbeiten und damit verbunden auch Modernisierungen dazu beitragen einen Ort wie diesen für die nachfolgenden Generationen zu erhalten. Nachdem wir ein paar Läden abgeklappert haben, setzen wir uns alle noch einmal zusammen und besprechen den weiteren Reiseverlauf. Danach haben wir freie Zeit, die wir vor allem dafür nutzen Qazvin in kleineren Gruppen zu erkunden.

Alamut

Der Weg nach Alamut führt uns von Qazvin in die südlichen Ausläufer des Elburz-Gebirges. Die Landschaft sieht aus als hätte jemand achtlos eine große Decke in Gelb- und Ockertönen über das Land geworfen. Die Straßen sind eng, aber gut befestigt, trotzdem mussten wir unsere Gruppe auf zwei kleinere Busse aufteilen, was sich aufgrund der Straßensituation als eine gute Entscheidung herausstellt. Wir überqueren die erste Bergkette und der Blick ist gewaltig. Die Wolken werfen Schatten auf das Wechselspiel zwischen Bergen und Ebenen unter uns. Um Alamut zu erreichen müssen wir die zu unseren Füßen liegende Landschaft durchqueren und auch wenn es von hier oben wie ein Katzensprung aussieht braucht die Reise ihre Zeit. Die Leute fahren selbst in Anbetracht der Steilhänge und Schluchten, die sich rechts und links der Straße befinden immer noch wie die Wahnsinnigen. Diverse Überholmanöver, vor allem in den Kurven, treiben mir dann doch den Schweiß auf die Stirn. Unsere Fahrer halten sich zwar zurück und fahren gefühlt doch sehr vorsichtig, aber die anderen Autofahrer sind bei weitem nicht so verhalten. Die letzten Kilometer führen uns durch ein winziges Städtchen mit wahnwitzig engen Straßen. Selbst wenn unser normaler Bus es bis hierhin geschafft hätte, spätestens jetzt wäre er keinen Meter mehr

vorangekommen. Die Menschen, die wir auf den Straßen sehen beäugen uns mit Neugier. Ich frage mich wie viele der Menschen, die hier leben Nachfahren der Assassinen sind und ob nicht doch das ein oder andere Geheimnis bis in die heutige Zeit bewahrt wurde. Natürlich schwingt hier eine absolut verklärte Vorstellung der Assassinen mit, die sich vor allem durch die Aufarbeitung des Themas in Literatur und Film erklärt, aber ich kann mich dem Ganzen nicht ganz entziehen. Vor allem, weil die Stimmung dadurch gleich viel verheißungsvoller wird. Als wir unser Ziel nach ungefähr vier Stunden Fahrt endlich erreichen, sind alle doch ziemlich erschöpft. Einigen ist das Auf und Ab der Fahrt ziemlich auf den Magen geschlagen, aber im Allgemeinen ist die Stimmung doch ganz gut.

Es ist für mich manchmal kaum vorstellbar, dass Menschen solche Distanzen einfach zu Fuß zurückgelegt haben sollen. Eine Reise wie diese hätte dann einfach mal eben drei Tage gedauert und das auch nur, wenn es ein einigermaßen ausgebautes Straßennetz zum Ziel gegeben hätte. Und natürlich ist der Komfort eines kleinen Busses bei weitem höher als der eines Pferdes.

Wir stehen jetzt am Fuße eines schräg aus dem Boden ragendem Felsmassivs, auf dessen Gipfel man bereits die Stangen der Baugerüste einer archäologischen Ausgrabungsstätte erkennen kann. Von einer Festung selbst ist nichts zu sehen.

Doch bevor wir mit dem Aufstieg beginnen gehen wir eine Kleinigkeit in einem kleineren „Gastgarten“ essen. Überall stehen Metallgestelle auf denen Teppiche liegen bereit, um hungrigen Gästen einen Ort zu ausruhen zu bieten. Es gibt viele schattenspendende Bäume. Außerhalb des Gartens liegen weitere Gärten, voll mit Obstbäumen und hoch wachsendem Gras. Ein Paradies für die vielen Katzen, die hier herumstreunen.

Nachdem wir unser Mahl aus Reis, geschmortem Fleisch und einer Paste aus Auberginen und Ei zu uns genommen haben, brechen wir zu unserer Wanderung auf.

Die Reste der alten Festung liegen auf der Spitze des Felsenmassivs, von der einen Seite eingeschlossen von steilen Berghängen, auf

der anderen Seite mit Blick über die gesamte Ebene. Ein Ausblick der sich bereits beim Besteigen des Massivs ankündigt. Es gibt zwei Wege um den Zugang zur Festung zu erreichen und ich entscheide mich für den steilen, dafür aber kürzeren Treppenaufstieg. Die Treppe führt direkt am Felsen entlang zu einer Plattform, von welcher der eigentliche Weg auf den Felsen beginnt. Dieser Pfad ist mindestens genauso alt wie die Festung und man kann davon ausgehen, dass die Assassinen ihn genauso gegangen sind wie wir. Auf den Spuren der Geschichte zu wandern kann man hier also wörtlich verstehen und es fühlt sich auch ein bisschen so an. Oben angelangt passiere ich das letzte Wachhaus vor der Festung. Das Gebäude liegt so, dass es den einzigen Zugangsweg komplett überblicken kann und im Falle eines Angriffs die beste Verteidigungsposition ermöglicht. Hat man den Posten erst einmal passiert geht es noch ein paar Meter weiter nach oben. Auf der linken Seite ist ein großes Loch in die Felswand geschlagen. Geht man hindurch erreicht man eine Art Terrasse mit Blick auf das gesamte Tal. Geht man noch ein Stück weiter, erkennt man in den Fels geschlagene Wannens oder Tröge. Möglicherweise wurden hier Kleintiere in einem Anbau gehalten oder ähnliches.

Geht man an dem großen Durchgang vorbei hat man freien Blick auf den eigentlichen Festungsbereich. Diesen erreicht man allerdings nur über eine, aus Metallgestänge provisorisch errichtete Treppe. Scheinbar sind das die Überbleibsel der Archäologischen Ausgrabungen an dieser Stelle. Der Bereich nach der Treppe ist komplett mit Folie abgeschirmt, vermutlich um die alten Ruinen vor der Witterung zu schützen. Leider ist der Zugang unter der Folie begrenzt und es führt nur ein Weg durch die Grundmauern der ehemaligen Aufenthalts- und Lagerräume. Über die Nutzung der einzelnen Bereiche lässt sich nicht viel sagen, beziehungsweise die Ausführungen unseres Guides sind für mich ein wenig kryptisch. Was ich allerdings verstehe ist, dass die Festung wohl diversen Wasserreservoirs besessen hat, mittels derer man die Wasserversorgung abgesichert

hat. Die Frage wie diese Festung tatsächlich erbaut worden ist, oder wie man sie mit Nahrungsmitteln versorgt hat bleibt für mich ungeklärt. Es muss auf jeden Fall ein Kraftakt gewesen sein, die ganzen Materialien auf das Festungsplateau zu bringen. Beeindruckend ist es allemal.

In der Festung treffe ich dann doch tatsächlich einen Iraner aus Darmstadt, der gerade mit seinen Kindern auf Familienbesuch im Iran ist. Wir unterhalten uns ein wenig über unsere Exkursion und sprechen auch über die Vor- und Nachteile der deutschen Sprache und Farsi. Er sagt, dass deutsch die bessere Sprache für Wissenschaft sei, weil sie sehr präzise und genau beschreiben kann. Farsi sei dafür aber sehr viel lyrischer und eindeutig die Sprache der Dichtung. Zwei Jahre, sagt er mir, braucht es seiner Meinung nach umso gut Farsi zu lernen damit man im Iran zurechtkommt. Um aber die Schönheit und Tragweite der Lyrik zu verstehen, bräuchte es mindestens vier Mal so lange.

Nachdem wir uns verabschiedet haben, machen wir uns an den Abstieg, die Reise muss weiter gehen und schon morgen haben wir wieder ein straffes Programm in Qom, wo wir dann drei Tage bleiben werden.

Reisetagebuch: Die erste Woche

Nathanael Riemer

Flugstrapazen: Berlin/Frankfurt – Istanbul – Tabriz

Am 11.9. trafen sich die Potsdamer und Frankfurter Exkursionsteilnehmer nachts im Flughafen von Istanbul, um den Flug nach Tabriz gemeinsam anzutreten. Nachdem wir um halb fünf gelandet waren und der Reiseführer der gastgebenden Universität Qom uns in Empfang genommen hatte, stellte sich nach mehrstündigem Warten heraus, dass das Gepäck des Frankfurter Gruppenteils nicht mitgeflogen war. Das aus dem Warten resultierende Schlaf- und Zeitdefizit sollte bis zum Ende der Reise ein unangenehmer Dauerzustand werden.

Tabriz: Metropole an der Seidenstraße

Die Wahl Tabriz zum Ausgangspunkt einer Iranexkursion zu wählen, lässt sich aus mehreren Gründen rechtfertigen. Aufgrund ihrer günstigen Lage an der Seidenstraße nahm die Stadt als wirtschaftliches Zentrum schon in der Antike eine bedeutende Rolle ein. Eine erste Blütezeit erlebte sie, als der mongolische Ilkhanenfürst Ghazan Khan (1271-1304) seinen Regierungssitz nach Tabriz verlegte. Durch eine regelrechte Reformwelle, den intensiven Handelskontakten in die christliche Welt, seiner liberalen Einstellung gegenüber anderen Religionen und der massiven Förderung von Wissenschaft und Künste machte er Tabriz zu einer der größten Metropolen der Epoche. Entscheidend jedoch war die Konversion des christlich Getauften zum Islam, durch die er dessen Ausbreitung vorantrieb und die Mongolen mit der iranischen Hochkultur verband. Die (muslimische) Infrastruktur des Landes stärkte er nicht nur durch die Errichtung von Karawansereien. In jeder Stadt ließ er eine Moschee bauen, deren Unterhalt sich aus einem öffentlichen Badehaus trug.

Auch unter dem ersten Safawidenherrscher Ismail I. nahm Tabriz eine wichtige Rolle ein. Der aus einem nomadischen Turkstamm hervorgegangene Ismail I. okkupierte die Stadt im Jahre 1501 und krönte sich hier selbst zum König der Könige Irans (Schâhinshâh-i Irân), dem Pendant des westlichen Kaisertitels. Nachdem er vom sunnitischen zum schiitischen Islam konvertierte, erhob er Letzteren zum Pflichtbekenntnis für sein gesamtes Reich. Sein äußerst brutales Vorgehen bei der Schiitisierung des vormals sunnitischen Landes verhärtete die bereits vorhandenen Konfessionsgrenzen und hat sich in das historische Gedächtnis beider Strömungen eingeschrieben: Jeder Sunnit, der nicht das schiitische Glaubensbekenntnis ablegen wollte, wurde getötet. Möglicherweise auch aufgrund eines eigenen, nicht näher bestimmbar christlichen Hintergrundes blieben andere ethno-religiöse Minderheiten von diesen Maßnahmen weitgehend verschont. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass dem Programm der Schiitisierung des Landes kaum

theologische Aspekte zugrunde lagen und Ismail I. selbst wenig konkrete Vorstellungen von seinem neuen Glauben hatte. Wie so oft war auch hier nicht die Religion das Problem, sondern die Politik: Die Osmanen hatten ihren Einfluss nach Osten ausgedehnt und versuchten die nomadisierenden Turkstämme zu unterwerfen, die sich in die militärische Opposition begaben und die Errichtung eines eigenen Staatsgebildes anstrebten.

Nach einer kurzen Nacht hatten wir die Gelegenheit die School of Architecture der Tabriz Islamic Arts University zu besuchen, die in mehreren, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Stadtvillen untergebracht sind. Wie viele traditionelle Häuser im Iran verfügen diese repräsentativen Bauwerke über einen von außen zugänglichen Hof mit Gartenanlage und einen nicht weniger prachtvoll bepflanzten, abgeschirmten Innenhof. Besonders schön ist das Winterhaus des Behnam-Komplexes, dessen Empfangssaal wir bei der Begegnung mit den Honoratioren der Einrichtung bewundern durften. Neben den Miniaturfresken und den verzierten Kaminen beeindruckten vor allem die farbigen Fensterfronten. Die Konversation zwischen den deutschen Besuchern und den iranischen Gastgebern verlief sehr schablonenhaft und beschränkte sich auf die üblichen Informationen: „Wir haben soundso viele Studenten in diesen und jenen Fachbereichen.“ Spannender dagegen war die Ausstellung von Abschlussarbeiten, die zum Teil ein sehr hohes Können und den intelligenten Einsatz von 3D-Druckern dokumentierten.

Der anschließende Besuch im Aserbajdschan-Museum fiel trotz spektakulärer Exponate aus den vorislamischen Perioden des Irans enttäuschend aus. Wie in den meisten iranischen Museen werden die Objekte und ihre Bedeutung nicht näher erläutert. Übersichtsdarstellungen fehlen fast vollständig oder sind nicht aufbereitet, so dass sich der Besuch nur für ausgewiesene Fachleute wirklich lohnt.

Dagegen bildete die Besichtigung der Blauen Moschee (Masdsched-e Kabud) ein erstes Highlight. Sie wurde 1465 im Auftrag des turkmenischen Stammesfürsten Jahan Schah

(1397-1467) erbaut und in den 1770er Jahren durch Erdbeben teilweise zerstört. Beeindruckend sind einige original erhaltene kobaltblaue, geometrische Fliesenpartien, deren Ränder mit Goldlasuren versehen sind.

Für ein zweites, weitaus imposanteres Highlight hatten wir fast keine Kraft mehr und die ersten Exkursionsteilnehmer fielen über marode Baustellentreppen: Die Ali Schah-Zitadelle (Qiblawand) wurde 1315 zunächst als Moschee errichtet und später auch als Festung genutzt. Mit großer Begeisterung jagte uns unserer lokaler Touristenführer durch die verschiedenen historischen Epochen, die dieses ausschließlich aus unverzierten Backsteinen errichtete Riesenmonument mit einer noch beachtlichen Gesamthöhe von 25 m und 10 m Mauerstärke überdauerte. Wir konnten noch die Einschläge bewundern, mit denen russische Truppen 1911 das Bauwerk schmückten. Der Wechsel von einer religiös-zivilen zu einer militärischen Anlage hätte mehr Aufmerksamkeit verdient.

Tabriz: Zwischen Islamischer Meisterkunst und einen Dorf aus Felshöhlen

Der nächste Morgen führte uns wieder an die Tabriz Islamic Arts University und zwar dieses Mal in den Khosravi-Komplex, einer ehemaligen Lederfabrik, in der die anderen Fakultäten untergebracht sind. Erneut gab es schablonenhafte Begegnungen mit weiteren Honoratioren der Einrichtung, die unsererseits begeistert aufgenommen wurden, was weniger an dem obligatorischem Safraneis und den freundlichen Präsenten in Form von schönen Töpferwaren aus hauseigener, studentischer Produktion lag. Es war die Ausstellung „2nd Tabriz International Festival for Islamic Arts, Crafts and Creativity“ mit ihren atemberaubenden Exponaten, die uns faszinierten: Überaus filigrane Intarsienarbeiten aus vielfarbigen Holzarten, ebenso kunstvoll gearbeiteter Silberschmuck, Mikrographien, feinste Teppiche, darunter ein kompletter Koran in Teppichen gewebt, kostbare Glaskunst, etc.

Mittagsschlenderten wir durch die weitläufigen, überdachten Basaranlagen von Tabriz mit einer

Gesamtlänge von mehr als sechs Kilometern, deren imposanten Kuppelkonstruktionen in historischen Berichten aus dem 17. Jahrhundert erwähnt werden. Während wir durch eine 500 Meter lange Straße liefen, in deren Geschäften ausschließlich Schuhe in den Auslagen standen, begriffen wir, dass der Bazar als „Showroom“ für Großhändler dient. Individualkäufer sind hier eher selten. In den riesigen Hallen der Teppichhändler stoßen wir auf eine kleine Gruppe mit Männern, die große Schnauzbärte, exotische Kopfbedeckungen und Plunderhosen tragen: Die kurdischen Händler aus dem Irak, die sich als Anhänger der Ahl-e Haqq (Yarsanismus) auswiesen, luden uns mit großer Herzlichkeit in ihre Heimat ein. – Gerne zur nächsten Exkursion. Zunächst ging es nachmittags nach Kandovan.

Das etwa 60 km südlich von Tabriz gelegene Felsendorf Kandovan ist vor allem für Geologen, Archäologen und Ethnologen interessant. Die zuckerhutförmigen Felsensembles entstanden durch die Eruptionen des fast 4000 Meter hohen, nicht mehr aktiven Vulkan Kuh-e Sahand und bestehen aus einem grauen Tuffstein. Bereits in der vorislamischen Zeit dienten die Felsformationen während kriegerischer Konflikte als Zufluchtsorte. Der größte Teil der Höhlenwohnungen wurden vor 700 Jahren von Menschenhand in den weichen Stein gegraben und erstrecken sich oft über mehrere Stockwerke. Sichtbar sind zumeist nur verwinkelte Treppen, Verbindungsbrücken sowie die kleinen Fenster und Eingangstüren. Auch wenn noch etwa 600 Personen das Dorf bevölkern, zeigen Elektrizität, Plastikmüll und Autos an, dass die Bewohner schon längst in der Moderne angekommen sind. Manche ehemaligen Höhlenwohnungen sind nur noch Verkaufsräume mit ausgelegten Waren, die auf die größtenteils inneriranischen Touristen zu warten scheinen. Der Tag endet für uns wieder nach 23 Uhr.

Julfa: Das armenische Sankt Stephanos Kloster

Der nächste Tag setzte sich aus den ersten langen Busfahrten und der Besichtigung des Sankt Stephanos Klosters zusammen. Von Tabriz ausgehend reisten wir etwa 150 km in

Richtung Nordwesten an der Grenze zwischen Iran und Aserbaidschan entlang. Die letzte Wegstrecke führen wir den Grenzfluss Aras (Araks) aufwärts, der im Kleinen Kaukasus entspringt, am Ararat vorbeifließt und nach 1000 km im Kaspischen Meer mündet. Legenden zufolge wurde das Kloster im Jahre 62 n.d.Z. vom Apostel Bartholomäus gegründet. Auch wenn diese Angaben sicherlich nicht den historischen Tatsachen entsprechen, so zählen die armenischen Christen zu den ältesten christlichen Gemeinschaften der Welt. Ein Vorgängerbau wurde wohl im 7. Jahrhundert errichtet und im 10. Jahrhundert erweitert. Gesichert ist jedoch, dass die Klosteranlage, die in ihrer heutigen Form ins 16. Jahrhundert datiert, durch mehrere Erdbeben und Kriegen in dieser Grenzregion beschädigt wurde. Beeindruckend sind nicht nur die armenischen Ornamente und Reliefbilder, mit denen die Klosterkirche von außen verziert ist, sondern auch hohen Mauern und Turmbastionen, die erkennen lassen, dass der Sakralbau im Zweifelsfall gegen umherziehende Gruppen verteidigt werden konnte.

Wie schon an den vorherigen Reisetagen, so kam es auch am Kloster zu Begegnungen mit iranischen Touristen. Es waren oft die Iraner, die uns darum baten, sich mit uns fotografieren zu dürfen. Hier änderte sich die Perspektiven: Nicht nur die Sehenswürdigkeiten und die „einheimische“ Bevölkerung waren die Attraktionen, sondern auch wir selbst wurden mit dem Klicken von Smartphones „in Besitz genommen“. Diejenigen, die zu zurückhaltend sind uns zu fragen, beschränken sich darauf, „die Deutschen“ als Hintergrund für ihre Selfies zu verwenden.

Von Julfa ging es wieder an Tabriz vorbei nach Ardabil. 380 km! Ankunftszeit: Weit nach Mitternacht. Der Programmpunkt „free time“ entfiel.

Ardabil: Von Nomaden im Sabalan-Gebirge zu Sufi-Kulturen in den Niederungen

Ardabil war von der Ausbreitung des Islams im 7. Jh. bis zum Einfall der Mongolen im 13. Jh. die bedeutendste Stadt der iranischen

Provinz Aserbaidschan. Nach ihrer Zerstörung und der Tötung der Bewohner unterblieb der Wiederaufbau für rund drei Jahrhunderte. Dies änderte sich mit dem Auftritt des oben schon erwähnten Ismail I., dem Begründer der Safawiden-Dynastie, unter dessen Herrschaft die Stadt wieder zu einem Zentrum erblühte.

Früh morgens ging es zunächst in das Sabalan-Gebirge (4811m) – nicht nur um die aus Jurten bestehende Nomaden-Siedlungen zu besichtigen. Überlieferungen zufolge soll Zarathustra das heilige Buch Gottes, die Avesta, auf dem Berg Sabalan erhalten haben und selbst dort beerdigt worden sein. Der Sabalan gilt als inaktiver Vulkan, dessen warme Quellen und Heilbäder von den Iranern zur Erholung aufgesucht werden. Als Attraktionen für die inländischen Touristen existieren auf seinen Höhen Skigebiete mit Liften, Basislager für Bergsteiger und Kamele für Ausritte. Wir werden Augenzeugen, wie Schafe und Ziegen frisch geschlachtet und in ihre diversen Kleinteile kunstvoll zerlegt als Gaumenfreude der Bergbesucher auf dem Grill landen. Zum Mittagessen waren wir in einer iranischen Mittelstandsfamilie eingeladen – ein Event, über das später noch berichtet werden soll.

Ardabil verfügt noch über eine mystische Attraktion: Das Grabheiligtum des Safi ad-Din Ardabili (1252-1334), der in seinem ehemaligen Wirkungs- und Wohnstätte bestattet ist. Safi ad-Din ist nicht nur der Namensgeber der Safawiden-Dynastie und Urgroßvater von Ismail I., sondern war ein sunnitischer Sufi-Meister. Obschon zum schiitischen Islam konvertiert, hinderte dies weder Ismail I. noch seine nachfolgenden politischen Herrscher daran, die Grabmoschee sukzessive auszubauen und sich selbst hier beerdigen zu lassen. Das in verschiedenen Etappen zwischen dem 16. und dem 18. Jh. erbaute Gebäudeensemble ist eine Mikrostadt mit einem Bazar, einem öffentlichem Bad, einer Schule, einem Krankenhaus, einer Moschee und Verwaltungseinheiten und gilt als eines der wichtigsten Zentren des Sufi-Mystizismus. Der Weg zum Schrein des Scheichs führt über sieben verschiedene Stationen, die durch acht Tore voneinander getrennt sind, und

somit theologische Aspekte des Sufismus widerspiegeln. Uns faszinierte vor allem ein Vorraum, deren Kuppeln von innen mit Mustern aus Blattgold ausgelegt sind und die Abendsonne zurückwerfen.

Im Anschluss waren wir noch in einem archäologischen Museum, das neben einer berühmten Porzellansammlung von Schah Abbas drei menschenähnliche Steinfiguren enthielt, die uns sehr an Comicfiguren erinnerten. Für ein muslimisches Land können menschliche Figuren eine Besonderheit sein. Auf unsere mehrfache Frage hin, aus welcher Zeit und Kultur die Steinfiguren stammen und was sie darstellen, erhielten wir wiederholt nur die knappe und abweisende Antwort: „pre-historic era“, was hier so viel wie „pre-islamic era“ zu heißen schien. Mehr wollte die führende Archäologin nicht sagen. Für jeden Laien unschwer zu erkennen waren jedenfalls die Darstellungen von Schwertern mit Knauf, Angel und Parierstange. Ob es sich hierbei um Grabmale oder Kultstelen handelt, ließ sich ohne den Befundkontext natürlich nicht feststellen.

Obwohl wieder vollständig übermüdet, stand für abends ein ganz besonderer Programmpunkt an, der als ur-iranisch gilt und die vorislamische Zeit mit der Ausbreitung des schiitischen Islam verbindet. Die Zurkhaneh ist ein „Fitnessraum“, in dessen Mitte sich ein um ein Meter vertiefte, achteckige Absenkung mit Holzboden befindet. Sie ist der Ort für den „heldenhaften Sport“ (varzesh-e pahlavani) bzw. „alten Sport“ (varzesh-e bastani) – einer Zusammensetzung aus Krafttraining (u.a. Liegestützen), Kampfkunst (Ringern) und Artistik (Jonglieren), der von Musik (Bechertrommel, Glocke, Gesang) begleitet wird. Dieser Sport hat seine Wurzeln in der vorislamischen Kultur und wurde maßgeblich vom Zoroastrismus beeinflusst, in dem man davon ausging, dass die physische und seelische Stärke des Menschen seine Spiritualität positiv beeinflusst. Zunächst war dieser Sport ein ganzheitliches Fitnessprogramm für die Krieger, das mit ethisch-moralischen Idealvorstellungen wie zum Beispiel Respekt vor dem Anderen und Hilfe für Schutzbedürftige verbunden wurde.

Als die Araber im 7. Jh. Persien eroberten und islamisierten, galt diese Sporttradition zunächst als Hort des Widerstandes und wurde zurückgedrängt. Mit der Ausbreitung des schiitischen Islam und dem Auftreten des Sufismus im 8. Jh. nahm sie mystische Elemente auf und konnte sich im 14. Jh. endgültig etablieren. Als eine Sportveranstaltung mit „halb nackten, schwitzenden Männern“ wurden uns die Zurkhaneh-Traditionen mit leicht erotischem Duktus angekündigt, so dass einige vom Körpergeruch und dem Anblick älterer Männer irritiert gewesen sein mögen. Als Entschädigung beeindruckte der Trommler, ein fülliger Zwei-Meter-Mann, der mit seiner außergewöhnlichen Percussion und tiefen Stimme die mystischen Elemente dieser Sportart akustisch „anschaulich“ machte und zu Meditationen einlud.

Elburs-Gebirge und Masuleh: Mystische Bergwelten und Starkgewitter

Für den Tag waren etwa 300 Buskilometer angesagt, die auf iranischen Straßen gewöhnlich viel mehr Zeit in Anspruch nehmen als entsprechende Autokilometer. Es galt wenigstens einen Teil der Mammutstrecke von Ardabil bis nach Qazvin, der nächsten ehemaligen Hauptstadt des safawidischen Reiches zu bewältigen. Das wesentliche Hindernis war das Elburs-Gebirge, das an seinen höchsten Stellen über 5600 m misst, und in der iranischen Mythologie – vor allem in Fidausis berühmten Heldenepos „Schahname“ (Buch der Könige) – eine wichtige Rolle spielt. Während der langen Fahrt fuhren wir durch mehrere Klimazonen, von denen die feuchtwarme Nordseite des Gebirges mit ihren mystisch-nebelverhangenen Urwäldern eine irritierende Abwechslung zur bislang gewohnten trockenen Höhenluft darstellte.

Abends erreichten wir Masuleh, ein kleines, über 1000 m hoch gelegenes Bergdorf, das sich -in Terrassen angelegt- an den Nordhang des Elburs-Gebirges schmiegt. Statt Straßen schlängeln sich enge Gassen mit zahlreichen Treppen zwischen den mit Holzschnitzereien

verzierten Häusern bergaufwärts. Als Besonderheit fällt gleich ins Auge, dass die Flachdächer der unteren Hauspartien die Gehwege und Vorplätze für die darüber liegenden Hauspartien bilden. So verwundert es nicht, dass der Ort den Iranern als beliebtes Touristenziel gilt. Neben zahlreichen schmucken Teestuben und Grillrestaurants reihen sich unzählige Geschäftsräume aneinander, die mehr oder weniger alle den gleichen Nippes zum Verkauf anbieten. So heterogen und divergent sich uns die iranische Gesellschaft präsentierte, schien sie sich in Hinblick auf den Konsum und die Ausgehkultur auf einen Minimalkonsens geeinigt zu haben. Ein bergabziehendes Starkgewitter veranschaulichte an diesem Abend den Grund für die üppige Vegetation mit zum Teil riesigen Buchen und trieb uns zur Abwechslung recht frühzeitig ins Hotel.

An dieser Stelle kann der Bericht über die Einladung in die Familie Mansuri-Rahimi in Ardabil am 15.9. nachgereicht werden. Die Einladung kam durch die mitreisende Dozentin Dr. Asya Asbaghi zustande und war sicherlich ein Paradebeispiel für die iranische Gastfreundschaft und Küchenkultur. Bereits das Äußere der Stadtvilla zeigte an, dass wir – mitsamt der beiden Reiseführer gut 30 Personen – in der gehobenen Bürgerschicht zu Gast sein sollten. Im zweiten Stockwerk, einem riesigen Wohn- und Esszimmerbereich, der mit mehreren Sitzgruppen barocker Polstermöbeln ausgestattet war, wurden wir von der Großfamilie aufs herzlichste begrüßt. Im Vordergrund der gesamten Veranstaltung standen die zwei Hausdamen, die sich als Schwestern vorstellten und uns ihre verschiedenen Töchter und Nichten präsentierten. Die beiden Hausherren blieben vollständig schweigsam und auch die zwei Söhne spielten offensichtlich nur eine nebengeordnete Rolle. Wie die Damen uns gegenüber betonten, hatten sie die diversen Vorspeisen, Hauptgerichte und Desserts des ungemein reichlich ausgestatteten Buffets selbst hergestellt, so dass wir den Gesamteindruck erhielten, dass die Einladung von ihrem Interesse getragen war. Trotz der Anwesenheit sehr fremder Männer hatten

(fast) alle weiblichen Familienmitglieder demonstrativ das Kopftuch abgelegt, so dass die Teilnehmerinnen unserer Reisegruppe erleichtert aufatmeten und sich schleunigst Luft verschafften. Die schweren Vorhänge vor den Fenstern waren zugezogen. Man war unter sich, privat. Spätestens hier wurde deutlich, dass die iranische Gesellschaft ganz verschiedene Gesichter hat, die wir bereits zuvor an vielen Stellen beobachten konnten: Auf der einen Seite beispielsweise das Kopftuchgebot und die strikte Vermeidung von Berührungen zwischen den Geschlechtern bei Begrüßungen, auf der anderen Seite Unisextoiletten in zahlreichen Restaurants und die weitausgeschnittenen Abendkleider in den Schaufenstern von Geschäften. Letztere wollen natürlich auch getragen und präsentiert werden. Wie uns später erklärt wurde, bildet die strikte Unterscheidung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich eine Kompromisslösung für alle Seiten: Solange man nach außen hin ein guter schiitischer Moslem ist, sind nach innen Freiheiten möglich. Vor einem Jahr brachte eine Referentin diese Position mit folgenden Worten auf den Punkt: „Von mir aus kann jeder Christ, Atheist oder Jude sein, aber bitte in seinen eigenen vier Wänden.“

Qazvin: Die zweite Hauptstadt der safawidischen Dynastie

Wie gewohnt befanden wir uns morgens wieder im Bus. Die zu bewältigende Strecke betrug etwa 230 Buskilometer und führte uns weg vom Kaspischen Meer wieder südwärts durch das Elburs-Gebirge und durch die Städte Rudbar und Manjil. Beide Orte wurden 1990 von einem starken Erdbeben zerstört, bei dem bis zu 50.000 Menschen ums Leben kamen – ein Ereignis, das auch in der iranischen Filmgeschichte seine Spuren hinterließ.

Das nächste Ziel unserer Reise sollte Qazvin sein, eine um 250 n.d.Z. durch den neupersischen König Shapur II. gegründete Stadt. Ihre Rolle als zweite Hauptstadt der Safawiden-Dynastie machte sie zu einer wichtigen thematischen Station unserer Exkursion. Mit der Geschichte Qazvin eng verbunden ist vor

allem Abdul-Fath Tahmasp I. (1514-1576), der Sohn und Nachfolger des ersten Safawiden-Königs Ismail I. Die Regierungszeit Tahmasp I. ist von einem sukzessiven innenpolitischen Zerfall des Reiches und einer permanenten, äußeren Bedrohung durch die Ottomanen bestimmt. Als die Ottomanen im Jahre 1548 die damalige Hauptstadt Tabriz zum vierten Mal einnahmen, sah sich Tahmasp I. dazu genötigt, den Regierungssitz an einen sicheren Ort ins Landesinnere zu verlegen. Zahlreiche Bauwerke Qazvins gehen auf Tahmasp I. zurück. Am wichtigsten ist der schon 1510 errichtete, zweistöckige Gartenpalast Tschehel Sotun („Vierzigsäulenpalast“), dessen Dach von 32 Zedernsäulen getragen wird. Neben einigen ausgestellten Koranhandschriften waren die Wandmalereien interessant, deren menschlichen Darstellungen Beschädigungen durch Hammerschläge erkennen ließen und gerade restauriert wurden.

Der nächste Programmpunkt, die Peighambariye, fiel insgesamt etwas enttäuschend aus. Die im 17. Jh. errichtete Grabmoschee soll die Überreste vier jüdischer Propheten mit den arabischen Namen Salam, Solum, al-Qiya, und Sohuli enthalten, die kurz nach Jesu Geburt in das Land reisten, um sein Auftreten anzukündigen. Möglicherweise sind hier jüdische, christliche und muslimische Legendenreste zusammengefloßen. Auf unsere Nachfrage hin, konnte uns der sympathische, deutschsprechende Stadtführer keine genaueren Auskünfte geben. Wir erfuhren lediglich, dass besonders gerne Frauen hier beten. Warum gerade Frauen hier gerne beten, konnten wir ebenfalls nicht klären.

Die Besichtigung der Madsched an-Nabi, eine der größten Vier-Iwan-Moscheen des Irans mit wunderschöner Fliesenornamentik, wurde knapp gehalten. Da die Geschäfte im benachbarten historischen Basar um 19 Uhr schlossen, fand der anstrengende Tag hier seinen Abschluss.

Die Bergfestung Alamut – Zentrum assasinischer „Selbstmordattentäter“

Die Bergfestung Alamut, die wir schon recht zeitig am nächsten Morgen ansteuerten, liegt

70 km von Qazvin in nordöstlicher Richtung entfernt. Da die Strecke sehr kurvenreich ist, nahmen wir statt unseres einigermaßen bequemen Reisebusses zwei Kleinbusse. Mit sechs Stunden Hin- und Rückfahrt wurde uns wieder sehr viel „Sitzfleisch“ abverlangt. Aufgrund der phantastischen Aussichten auf die Bergwelt des Elburs-Gebirges schienen alle am Abend zufrieden zu sein.

Die angeblich um das Jahr 840 in 2100 Meter Höhe errichtete Felsenburg ist vor allem als Hauptsitz der Nizariten (Assassinen) bekannt. Die Assassinen sind eine Splittergruppe der Ismailiten (Siebener-Schia) und erreichten den Höhepunkt ihrer Herrschaft vom 11. bis zum 13. Jh. Ihr politischer Erfolg beruhte vor allem darauf, dass im Falle einer äußeren Bedrohung die Gegner durch als Händler auftretende Gefolgsleute genau studiert wurden, um ihre Eigenarten imitieren zu können. Lagen genügend Informationen vor, setzten die Befehlshaber speziell vorbereitete, nur mit Messern bewaffnete Nahkämpfer auf einen gegnerischen Herrscher an. Da es für die Kämpfer als unehrenhaft galt ein gelungenes „Attentat“ zu überleben und sie posthum als „Märtyrer“ verehrt wurden, wurden sie in den christlichen Berichten zumeist unter Ausklammerung politischer und religiöser Hintergründe als gewissenlose „Selbstmordattentäter“ dargestellt.

Hasan-i Sabbah, der Begründer der Nizariten, wählte die als uneinnehmbar geltende Burg zum Hauptsitz der Bewegung und band sie in ein Burgennetz ein, das erst Mitte des 13. Jh. im Zuge des „Mongolensturms“ zerstört wurde. Der Mongolen-Khan Hülegü nahm Alamut im Jahr 1256 ein und ließ die Bibliothek – ähnlich wie zwei Jahre später in Bagdad – weitgehend vernichten. Gegenwärtig zählen die Nizariten bzw. Ismaeliten zu den friedlichsten und liberalsten Muslimen gehören, die von ihrem Agha Khan, Prince Shah Karim Al Husseini, repräsentiert werden. Angesichts ihrer Vergangenheit mag dies zunächst verwundern, belegt jedoch eindrücklich, wie wandlungsfähig Religionen sein können.

Nach unserer Rückkehr ging es noch rund 250 km – jedoch wieder in unserem Reisebus – durch die mitternächtlichen Autostaus von Tehran nach Qom. Ankunftszeit: Irgendwann nach 2 Uhr morgens.

Hier trafen wir die iranischen TeilnehmerInnen und brachen zunächst zu einem drei tägigen gemeinsamen Workshop auf. Siehe Workshopbericht Seite 36-54.

Abenteuer Wüste

Ulrike Kollodzeiski

Gemeinsam mit den Iranern brechen wir um 14 Uhr auf in die Wüste. Das war jedenfalls die verabredete Zeit. Tatsächlich sitzen wir alle im Bus und warten. Wer fehlt diesmal? Es ist der Busfahrer. Er hat noch nicht gegessen. Irgendwann kommt ein Mann mit einer Tüte aus dem Hotel zu uns Richtung Bus. Mein erster Gedanke: Hoffentlich ist das nicht der Busfahrer. Er ist es natürlich. Während der Fahrer, der uns die erste Woche auf so wunderbare Weise kutschiert hat, vom ersten Moment Ruhe und Sicherheit ausstrahlte, macht dieser Fahrer den Eindruck des genauen Gegenteils. Und er soll uns in die Wüste fahren, das vielleicht größte Abenteuer unserer Reise. Kaum sind wir losgefahren, fangen der Busfahrer und sein Assistent an zu diskutieren. Obwohl ich nur ein paar Brocken Persisch verstehe, kann ich doch sagen, dass diese Unterhaltung anders klingt als andere Unterhaltungen auf Persisch. Unsere iranischen Teilnehmer vor im Bus mischen sich bald in die Diskussionen ein. Sie wirken zugleich wütend als auch belustigt. Wieder einmal ärgere ich mich, dass ich kein Persisch kann. Meisam erklärt mir, dass der Busfahrer ein sehr grobes Persisch spreche. Mehr sagt er nicht. Es klingt aber, als würden er und sein Assistent die ganze Zeit Flüche austauschen.

Irgendwann hört erst die Stadt und dann die befestigte Straße auf und wir kurven im stark schaukelnden Bus im Schneckentempo über eine Sandpiste. Zu Fuß wären wir kaum

langsamer. Ich frage Meisam, wann wir denn ankommen werden. Bald, sagt er, in zwei Stunden. Dann geht es noch mal weiter mit Minibussen in die Mitte eines ausgetrockneten Salzsees, wo unserer Camp sein wird. Nach zwei Stunden schaukeln wir immer noch so dahin. Ich bin total unruhig und fühle mich in dem Bus wie eingesperrt. Wir kommen einfach nicht voran und die Landschaft sieht immer gleich aus: Sandhügel mit vertrockneten Sträuchern. Keine wilde Wüstenromantik. Eher ein unwirtlicher Strand.

Die Sonne neigt sich schon als wir am Horizont endlich die Karawanserei erkennen können. Aber wir halten erstmal um den Sonnenuntergang zu bestaunen. Ich habe noch nie ganz verstanden, was an Sonnenauf- und untergängen so toll sein soll. Innerhalb von wenigen Minuten ist die orangene Sonne hinter die Hügel gerutscht. Das war's. Wir machen noch ein Gruppenbild und dann geht es wieder in den Bus. Wir schaukeln an der Karawanserei vorbei. Irgendwo dahinter sollen die Minibusse warten.

Schließlich halten wir vor einer riesigen Düne, die gerade noch im letzten Zwielflicht zu erkennen ist. Dann ist es mit einem Schlag stock finster. Es gibt einen einzigen Minibus, und der ist schon voll mit fremden Menschen. Irgendwie hatte ich erwartet, dass wir ganz unter uns in der Wüste wären. Es gibt einen weiteren Moment der Verwirrung: Es würden nur ein paar von uns noch in den Bus passen, die anderen könnten warten oder laufen. Wie weit ist es denn zu laufen? 2 Stunden. Wer weiß den Weg? Erstmal niemand. Ich setze mich in den Sand und schaue ins Schwarze. Das ist also die Wüste. Plötzlich hebt sich meine Stimmung wieder. Wir sind in der Wüste und es ist Nacht. Bald werden wir die Sterne sehen. Darauf freue ich mich schon die ganze Zeit: Die Sterne so sehen, wie die Menschen sie früher gesehen haben. Vor der Lichtverschmutzung. Wie in uralten Zeiten.

Der Minibus kommt zurück und während einige laufen, quetsche ich mich mit hinein. Wir kommen aber nicht weit. Der Fahrer sucht den Weg und landet anscheinend abseits der

Route in einer Düne. Der Wagen fährt sich fest. Alle raus. Anschieben. Mit Mühe bekommen wir ihn frei. Aber anstatt uns wieder einsteigen zu lassen, dreht der Wagen um und lässt uns allein im Nirgendwo zurück. Da stehen wir nun und warten und wissen nicht worauf. Irgendwann kommt der Rest der Gruppe zu Fuß. Und auch der Minibus taucht wieder auf und fährt vorbei. Wir sollen alle den Rest laufen. Wie weit ist es denn noch? Eine halbe Stunde.

Wir laufen in kleinen Grüppchen los. Bald fängt es an, unter den Füßen zu knirschen. Wir laufen über die verkrusteten Warben des Salzsees. Eine Gruppe iranischer Männer fängt an zu singen. Dann sollen wir Deutsche auch etwas singen. Zu unserem eigenen Entsetzen fällt uns überhaupt nichts ein. Nichts. Irgendwann dann der Anfang von irgendeinem Volkslied. Aber nach der ersten Strophe ist Schluss. Die Iraner singen wieder gefühlte 10 Minuten – wir gefühlte 10 Sekunden. Immerhin fällt uns nun doch das ein oder andere Lied ein. Aber immer ist nach der ersten Strophe Schluss. Zur nächsten Exkursion gibt es einen Liedteil im Reiseführer! Es hat etwas Befreiendes in der Wüste aus voller Kehle zu singen, aber alle Laute und Geräusche verpuffen auf merkwürdige Weise. Irgendwann taucht der Minibus wieder auf. Wir sind etwa eine Stunde gelaufen und noch nirgendwo angekommen. Er sammelt uns nacheinander ein und bringt uns zu unserem Lager. Eins ist klar, auch im Notfall kämen wir hier nicht schnell wieder weg.

In ein paar Scheinwerfern zeichnet sich ein erstaunliches Chaos aus Decken, Stangen, Brennern und unserem Gepäck. Wieder keine Wüstenromantik. Auch der Himmel sieht noch kaum anders aus als in der Stadt. Bald gibt es aber ein Lagerfeuer und wir sichten uns aus Polyesterdecken eine Unterlage am Feuer. Nicht drüber Nachdenken! Wann wir wohl etwas zu essen bekommen? Und was? Wasser habe ich auch keines gesehen, dabei habe ich von unserem Laufen und Singen ziemlichen Durst. Einer stellt einen riesigen Kessel mit Tee ins Feuer. Immerhin, es gibt Tee. Als er ihn herausholt, kippt der Kessel jedoch um und

löscht das halbe Feuer. Pia pustet das Feuer wieder flott und ein neuer Kessel wandert aufs Feuer. Geduld, Geduld. Immer noch kaum Sterne.

Dann gibt es Essen aus Stüroporassietten. Es schmeckt sehr lecker, auch wenn ich nicht definieren kann, was wir da essen. Es schmeckt nach Fisch soll aber Aubergine und Omelett sein. Dazu gibt es das obligatorische Bier ohne Alkohol mit Pfirsichgeschmack. Und endlich auch den Tee. Inzwischen ist es schon recht kalt geworden. Wir Deutschen ziehen allmählich alles an, was wir an Klamotten zur Hand haben. Die Iraner verändern gar nichts. Auch die Frauen legen ihre Tschadore nicht ab, obwohl einige vorher meinten, dass sie den Tschador nur in Qom trügen. Ist das jetzt der Gruppenzwang? Weil wir eine Uni-Gruppe sind, gilt sogar die Wüste als „Uni-Qom-Gebiet“? Wollen sie sich von ihren Kommilitonen und Professoren nicht sagen lassen, sie trügen den Tschador nicht aus Überzeugung, sondern nur weil sie es müssten. Auch wenn man es in Qom nicht muss, es aber trotzdem jede tut.

Dann wird alles Licht gelöscht und wir legen uns auf den Rücken. Ein Mann erklärt uns mit einem Laserpointer einige Sternbilder. Wir zählen Sternschnuppen. Ich finde den Himmel jedoch nach wie vor eine Enttäuschung. Man sieht ein bisschen mehr. Aber viel ist es nicht. Die meisten schlafen. Ich kann lange nicht einschlafen. Ständig streicht irgendwas um uns herum. Und dann ganz allmählich entfaltet der Himmel etwas mehr Pracht. Er wird plastischer und immer mehr Sterne tauchen auf. Er ist noch immer nicht so spektakulär, wie ich es mir vorgestellt hatte, aber er ist sehr schön. Irgendwie anmutig. Zeitlos. Und sehr, sehr, sehr weit weg. Ein unendlich großes schwarzes Zelt mit schwebenden Pünktchen. Hat sich schon gelohnt.

Es klingelt ein Handywecker. Ich habe gefühlte 10 Minuten geschlafen und erwache in einem aschfahlen Licht. Los. Rauf auf den nächsten Berg und den Sonnenaufgang ansehen. Ich möchte denjenigen umbringen, der einen Handywecker so laut stellt, dass alle wach werden. Jedenfalls bin ich wach. Andere haben einen tieferen Schlaf. Ich trotte langsam einer

Gruppe (nur Deutsche) hinterher auf den nächsten Berg. Am Horizont wird es heller. Die Weite der Wüste ist wunderbar. Bevor die Sonne ganz aufgeht, tripple in den Berg wieder runter. Höhenangst, Übermüdung und ein leerer Magen vertragen sich nicht besonders...

Ich helfe beim Aufräumen und Frühstück vorbereiten. In einer riesigen Pfanne werden in literweise Öl Spiegeleier gebraten. Es schmeckt großartig. Ich ziehe dazu heißen Tee durch ein Stück Zucker und betrachte unser Lager im Morgenlicht. Es sieht aus wie ein Schlachtfeld. Ich sammle mein Zeug ein und fahre mit dem ersten Minibus zurück zur Düne. Erstaunlich schnell haben wir den Salzsee durchquert und sind um ein paar Hügel wieder am großen Bus. Bager verteilt Wasserfalschen und kramt ein Frisbee hervor. Was passiert denn jetzt? Wir klettern die Düne hoch! Ich schau hinauf. Wie eine Wand baut sich beinahe senkrecht vor uns eine Düne auf. Da komm ich nie rauf. Aber dann geht es erstaunlich gut. Wie eine Katze auf allen vieren krabble ich die Düne hoch. Es ist sehr anstrengend und ich muss ziemlich schnaufen. Der Sauerstoff scheint dünn zu sein. Wir sind wohl immer noch sehr hoch. Aber sehr Sand ist angenehm weich und kühl. Oben angekommen eröffnet sich plötzlich ein Wüstenmeer wie aus dem Bilderbuch: Düne an Düne. Alles feiner weicher Sand. Die Luft ungeheuer klar. Ich möchte am liebsten Allahu akbar! schreien, traue mich aber nicht. Es ist wirklich wie ein Meer, in das man sich hineinstürzen möchte. Allmählich kommen sie alle über die Düne geklettert. Wir sitzen wie die Hühner auf dem Dünenkamm. Langsam fängt die Sonne an zu brennen. Und dann spielen wir Frisbee. Das bietet einen hervorragenden Vorwand sich in den Sand zu schmeißen.

Schließlich geht es die Düne wieder runter, das ist ein bisschen wie Skifahren, und zurück zum Bus. Unten ist der Moment gekommen, wo wir uns bei den Iraner für die Organisation bedanken wollen. Sie haben alles so großartig vorbereitet und wir haben zwei Geschenkkörbe mit allen kleinen Geschenken gepackt, die jeder so mitgebracht hat. Die werden nun überreicht. Meisam fragt mich völlig entgeistert: Warum jetzt? Er ist völlig

versandt und zerzaust und geht erstmal kurz in den Bus, um sich zu kämmen. Es ist vielleicht nicht superschick und poliert hier, nicht super repräsentativ, aber sehr herzlich. Das gemeinsame Abenteuer Wüste hat uns unmerklich zusammengeschweißt. Ohne viele Worte. Gemeinsam eine unbequeme Nacht zu erleben hat uns persönlich näher zu einander gebracht.

Isfahan

Lena Franke, Margarete Schein

Nach einer langen Fahrt kamen wir abends mit unserem schaukelnd-schönen Reisebus gegen Abend in Isfahan an und nutzen den Rest des Tages, um festlich zusammen zu Abend zu essen. Dabei blieb Zeit, sich mit den Iranern zu unterhalten, mit denen wir seit Qom zusammen reisten. Hierbei lernten wir unter anderem, dass iranische Studenten ihre Bücher, die sie zum Studieren brauchen, teilweise im Ausland besorgen müssen, weil ihnen in ihrem Heimatland der Zugang zu diesen Büchern nicht möglich ist. Außerdem berichteten sie, dass in der Schule zwar Englisch unterrichtet wird, aber dass dieses Englisch nur selten reicht, um sich tatsächlich vernünftig unterhalten zu können. Daher bringen sich viele Iraner die Sprache selbst bei, zum Beispiel indem sie englische Filme und Serien schauen, die sie sich ebenso wie einige Bücher nur über Kontakte besorgen können, da sie aufgrund westlichen Inhalts in Iran nicht verfügbar sind.

Der nächste Tag begann im Anschluss an das Frühstücks mit einem geführten Rundgang auf dem Imamsquare „Meidān-e Emām“. Hierbei lernten wir unter anderem, dass Sha Abbas I. Isfahan zur prächtigsten Stadt des Orients machen wollte. Mitten im Zentrum sollte ein großes Handelszentrum entstehen, der „Meidān-e Emām“. Heute gehört der Platz zum UNESCO-Weltkulturerbe. Der Platz zieht sich in die Länge, ist umrahmt von Königspalast, Moschee und Basar. Diese Architektur soll die Verknüpfung von Weltlichem (Basar) mit Geistlichem (Moschee), von Handel, Kultur

und Religion symbolisieren. Der Platz diente zur Zeiten Abbas I. allerdings nicht nur dem Handel, er fungierte auch als Gerichtsplatz und als Platz für Feste und sportliche Anlässe. Beeindruckend war es, darüber zu laufen und all die Herrlichkeit zu spüren, die zum Ausdruck kommen soll – die Pracht wirkt nach wie vor auf seine Betrachter und Besucher. Man kann sich wirklich vorstellen, wie dort einst Paraden abgehalten wurden, wie der Shah über den Platz marschierte, wie die Händler ihre Waren anpriesen – denn das tun sie noch heute. Ein anziehender und bunter Ort, an dem das Leben pulsiert und so viel Freiheit, wie kaum an einem anderen Ort unserer Reise in der Luft lag.

In unserer anschließenden Freizeit zerstreuten wir uns neugierig und freudig in der Menge, zogen über den Basar, hielten die Füße in den kühlen Springbrunnen in der Mitte des Platzes, aßen Mittag, schlenderten hier hin und dort hin, jeder, wie er mochte. Es war wohlthuend und schön, sich dem eigenen Antrieb und der Neugier hinzugeben.

Später besichtigten wir die „Jame Moschee“, die Freitagsmoschee von Isfahan. Leider mussten wir ziemlich schnell durch sie hindurch hasten, da sie bald schloss. Dennoch haben wir ein paar Dinge mit auf den Weg genommen. Sie ist die älteste Moschee in Isfahan und vermutlich über 800 Jahre alt. Mit jeder neuen Dynastie wurde diese Moschee erneuert, erweitert und umstrukturiert. Ihr Fundament steht auf Bauten aus der vorislamischen Zeit. Um 840 herum diente die Moschee als wissenschaftliche Einrichtung, an der gelehrt und gelernt wurde. Es war ein angenehmes Gefühl, die Augen zur Abwechslung nicht mit vielen bunten Farben und Mustern zu konfrontieren, sondern eine Moschee in diesem „puren“ Zustand wahrzunehmen. Automatisch strahlte sie durch ihre Schlichtheit viel mehr Ruhe aus. Schön, diese Vielschichtigkeit von Schönheit einmal so klar zu erleben.

Am Abend gab es ein Abendbrot vom Feinsten und zwar im Palast der vierzig Säulen oder auch „Tschehel Sotun“ genannt aus der Zeit der Safawiden. Dieser Palast wurde von Abbas II. fertig gestellt und diente für Zeremonien

und den Empfang für Könige. Wer die Säulen des Palastes zählt, könnte stutzig werden, denn offensichtlich zählt man nur zwanzig Stück, doch im Garten vor dem Palast befindet sich ein großes Wasserbassin, in dem sich die Säulen spiegeln, daher stammt der Name „Der Palast der vierzig Säulen“.

Es war eine große Überraschung, dass wir in diesen Palastgarten überhaupt kamen. Die Iraner haben es, zusammen mit dem Abendessen in dem Garten(!!!) als ein besonders schönes Extra arrangiert.

Nach der Ankunft hatte jeder ein bisschen Zeit zum Verschnaufen. Die einen spazierten durch die Gartenanlage, die anderen saßen bei netten Gesprächen zusammen und manche zogen sich für eine Weile in ein stilles Eckchen zurück. Der Ort lud zum Verweilen ein und bot einen Augenblick lang Zeit zum Verarbeiten der bisherigen Reise. Dann wurden wir mit einheimischer Livemusik überrascht. Eine vierköpfige Band spielte traditionelle iranische Musik, u.a. mit der Zither. Es war bewegend, wie alle Iraner um uns mitsangen und es wurde mir und uns wieder bewusst, wie wichtig Musik für das Zusammengehörigkeitsgefühl ist und wie sehr sie Zugehörigkeit und Innerlichkeit ausdrückt. Plötzlich fühlten sich alle um Jahrhunderte zurück versetzt und es schossen Bilder in unsere Köpfe, die uns entfernt erahnen ließen, wie es sich am Hofe eines Shahs leben ließ. Aber auch vor gar nicht allzu langer Zeit wird diese Musik Einfluss gehabt und von Wichtigkeit gewesen sein. Gern hätten wir mehr darüber erfahren.

Anschließend aßen wir zusammen mit den Iranern von einem köstlichen und umfangreichen Buffet. Es war wirklich unglaublich, was sie da für uns aufgetafelt haben. Es folgten lange Gespräche und einige Fotos. Gastgeschenke wurden ausgetauscht und langsam realisierten wir, dass sich die Reise nun dem Ende näherte. Müde fielen wir am Ende des Tages ins Bett.

Am letzten Tag ging es für einige früh aus dem Bett. Wir waren zum Morgengebet in einer Synagoge eingeladen, kamen ins Gespräch und unterhielten uns über die Lage der Juden in Iran. Erstaunlicherweise wurde uns vergewissert,

dass die Juden „unique“ mit den Muslimen Seite an Seite leben würden. Es gäbe kaum strukturelle Benachteiligungen und sie hätten auch einen Sitz im Parlament. Das widersprach nun völlig meinen (Lenas) Vorkenntnissen, nach denen es Juden sehr schwer hätten, in Iran ihre Religion frei auszuüben. Mein bisheriger Wissensstand war, dass sie diese nur im privaten Raum ausleben dürfen und dass sie unter strukturellen Benachteiligungen leiden, sie also keinen Zugang zu höheren Positionen haben. Ich bin mir nicht sicher, ob ich dem Frieden trauen soll ... an dieser Stelle wäre es noch einmal interessant, die Situation aus verschiedenen Perspektiven zu erforschen. Desweiteren erfuhren wir, dass die iranischen Juden zwar in muslimische Schulen gehen, aber nicht am Koranunterricht teilnehmen. Stattdessen haben sie an den Nachmittagen Religionsunterricht in den Synagogen. Allerdings sprechen sie kein modernes Hebräisch. Sie lernen nur biblisches Hebräisch für das Lesen der Tora. Außerdem sei es iranischen Juden, im Gegensatz zum Rest der Bevölkerung, erlaubt, nach Israel zu fliegen.

Im Anschluss daran gab es Frühstück im Hotel und dann folgte die Fahrt zu der Armenischen Kathedrale in „New Julfa“. Sie entstand im Zuge einer Zwangsumsiedlung der Armenier aus Julfa nach Isfahan. Abbas I. wollte einen Schutzwall gegen die Osmanen errichten, ausgerechnet an dem Ort, an dem sich die Armenier niederließen. So folgte die Zwangsumsiedlung, auf dessen Wege viele Armenier aufgrund der Anstrengungen ums Leben kamen.

Außerdem besichtigten wir das gegenüberliegende Armenische Museum, in dem wir uns mit der tragsichen Geschichte des Genozids durch die Türken konfrontiert sahen. Daraufhin entstanden einige Gespräche. In einem erfuhr ich von einer Studentin aus Potsdam, die ebenfalls Teil des Austauschprogramms war, dass sie im Laufe ihres Auslandssemesters in Istanbul Zeuge der Verleumdung des Völkermordes von türkischer Seite her werden musste. Sie unterhielt sich mit Studentinnen ihrer Partneruniversität, die den Völkermord als solchen nicht anerkannten. Dass dieser Teil der

türkischen Geschichte gerne übergangen wird, ist nichts Neues, aber aus so einer hautnahen Quelle zu erfahren, wie selbst studierte Personen diesen Völkermord leugnen, löste Wut und Unverständnis in uns aus.

Beeindruckend war die Kirche mit ihren flächendeckenden grellen Malereien. All die Bibelgeschichten waren an den Wänden zu sehen, einfach und klar dargestellt. Kein Fleckchen Wand blieb frei, es war überbordend. Und dabei war es so schön zu sehen, wie sich hier christliche und islamische Einflüsse in der Kunst mischten. Es schien wie gelebtes Miteinander. Ein wirklich friedlicher Ort.

Eine lange Busfahrt führte uns schließlich etwas außerhalb von Isfahan zum Schrein von Sarah Katun und einem jüdischen Friedhof. Um Sarah Katun ranken sich so einige Legenden. So hat der Ort irgendwie mehr Fragen als Erklärungen aufgeworfen. Trotzdem gilt dieser Ort als einer der bedeutendsten Pilgerziele iranischer Juden. Sarah sei die Schwester von Josef gewesen und redete ihrem Großvater Jakob während der Abwesenheit Josefs gut zu. Josef wurde aus Eifersucht von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft. Legenden zufolge wurde Sarah daraufhin ewiges Leben geschenkt und so wird sie bis heute verehrt. Der Schrein sei der Ort, an dem sie das letzte Mal gesehen wurde, ehe sie verschwand.

Für uns hatte dieser Ort etwas Leeres und Unbelebtes. Irgendwie war es seltsam dort...

Die letzte Station des Tages und der gesamten Reise führte uns zu einem zoroastrischen Feuertempel. Hier hatten wir die Möglichkeit, uns mit dem Priester des Tempels, der eine unglaubliche Ruhe und Souveränität ausstrahlte, ausführlich über die Religion des Zoroastrismus auszutauschen. Dabei lernten wir, dass die Zoroastrier einen strengen Regelkatalog haben, der ihr religiöses Handeln maßgeblich beeinflusst. Zum Beispiel kommen darin der Ausschluss von menstruierenden Frauen oder die Tatsache, dass Fliegen als Vorboten des Bösen gelten vor. Das heilige Buch der Zoroastrier nennt sich „Zendavesta“. Darüber hinaus erfuhren wir, dass sie fünfmal am Tag beten und dass sich die Kinder/Jugendlichen im Alter zwischen zwölf und

siebzehn Jahren selbst entscheiden, ob sie Teil der Religion werden, oder nicht. Hierbei kam die Frage auf, ob man denn in diesem Alter in der Lage sei, so eine Entscheidung zu treffen. Das wurde natürlich kontrovers diskutiert. Der Priester trägt traditionelle Kleidung in weiß. Teil dessen ist ein Seil, das man um die Hüfte trägt. Er hat uns das Ritual vorgeführt - Jedes Wickeln des Seils steht für einen Glaubenssatz der Religion, zum Beispiel für die Grundregel: Gutes Denken, gutes Sprechen, gutes Handeln. Die Richtlinie für gutes Handeln setzt sich zusammen aus der Goldenen Regel: „Behandle andere so, wie du selbst behandelt werden möchtest“, aus Prophetenbüchern und anderen Büchern, wie zum Beispiel der Zendavesta.

Unter anderem wurde gefragt, wie der Zoroastrismus zum Thema Homosexualität steht. Darauf folgte eine schwammige Antwort, in der es in etwa hieß, dass Homosexualität in Ordnung ist, wenn man sie rational begründen kann... So einiges blieb uns verborgen, in einiges haben wir Einblick gewonnen und so ist da ein Anreiz entstanden, weiter zu forschen und Blick und Ohren offen zu halten.

Danach verließen wir den Tempel mit gemischten Gefühlen. Irgendwie erleichtert, weil die meisten schon die letzten Kraftreserven aufgebraucht haben, aber auch ein kleines bisschen wehmütig darüber, dass die Reise nun zu Ende geht.

Eine lange Busfahrt führte uns zum letzten gemeinsamen Essen in einem wunderschönen Restaurant, das sich – gefühlt – aus dem Nichts auftat. Für mich (Margarete) ergab sich ein erstes wirklich intensives und ehrliches Gespräch mit einer Studentin aus Qom.

Nach dem Essen fuhren wir in unser Hotel. Es folgte der große Abschied von den Iranern. Dankesworte und Gastgeschenke wurden ausgetauscht. Danach gingen einige schlafen und tankten Energie für den Rückflug, andere packten. Wir schlossen uns noch einmal in einer kleinen Gruppe zusammen, um den letzten iranischen Abend in dieser schönen Stadt in vollen Zügen zu genießen. In der Abenddämmerung erlebten wir noch einmal den Imamsquare – was für ein Leben tummelte

sich da! Familien und junge Leute saßen überall auf dem Platz verteilt und picknickten, erzählten, lachten. Der Höhepunkt war wohl eine Frau, die auf einem Fahrrad an uns vorbei fuhr! Wo es doch Frauen verboten ist, Fahrrad zu fahren. Ob sich dieser Platz für Widerstand dieser Art besonders gut eignet? Eine Frage, die wir mit nach Hause nehmen... Unter einer der großen Brücken Isfahans blieben wir stehen und lauschten Musik. In Deutschland ist es so selbstverständlich, dass sich Menschen auf den Straßen und Plätzen versammeln und musizieren. In Iran scheint es etwas Besonderes zu sein. Ein paar Männer in unserem Alter spielten Gitarre und sangen. Herzhaft melancholisch und authentisch warm sangen sie in die Nacht. Es war ein perfekter Abschluss im Land von 1001 Nacht.

Herzlich konnten wir Meisam am Flughafen verabschieden, der die Reise liebevoll organisierte. Erschöpft und vollgesogen mit unendlich vielen und kostbaren Eindrücken, hoben wir dankbar mit Blick auf den vollen gelben Mond ab und flogen Richtung Heimat.

Isfahan – das Paris des Irans

Nathanael Riemer

Schah Moschee

„Isfahan ist die halbe Welt“ – lautet ein vielzitiertes persisches Sprichwort. Auch wenn dies ein Grund sein mag, eine Iran-Reise hier zu beenden und dann mit der anderen Welthälfte fortzusetzen, so war unsere Intension von chronologischen Gesichtspunkten motiviert: Der Weltruhm der ehemaligen Oasenstadt ist vor allem mit Shah Abbas I. (1571-1629), dem dritten der bedeutendsten Safawiden-Herrscher verbunden. Zehn Jahre nach seinem Regierungsantritt verlagerte er seinen Regierungssitz von Qazvin weiter in den geographischen Mittelpunkt des Landes nach Isfahan, um die Regierungsgeschäfte nicht durch die ottomanischen Erzrivalen zu gefährden. Während Schah Ismael I. im Jahre 1501 die Schiitisierung des Landes begonnen hatte, war es Abbas I., der sie nun verfestigte.

Der Tag war mit den Besichtigungen der repräsentativen Moscheen und Paläste rund um den Maidan-e Schah gefüllt. Für die zukünftige Hauptstadt unternahm Shah Abbas I. im Stil eines absolutistischen Herrschers weitreichende Veränderungen, indem er sie auf dem Reißbrett regelrecht neu entwarf. Einen Kilometer südwestlich vom damaligen Stadtzentrum und der alten Freitagsmoschee (Jameh-Moschee) ließ er auf einem riesigen, unbebauten Areal einen rechteckigen, 560 Meter langen und 160 Meter breiten Platz mit genauem Nord-Süd-Verlauf anlegen und mit zweistöckigen Arkaden umbauen. Damit wurde der Maidan zu Beginn des 17. Jh. der weltweit größte, öffentlich zugängliche Platz. An seinem rechten südlichen Ende ließ er zu Beginn seiner Herrschaft durch den Universalgelehrten Baha als-din al-Amili das prominenteste Projekt errichten: Eine neue Freitagsmoschee (Schah-Moschee bzw. Imam-Moschee) mit vier Iwanen. (Hierbei handelt es sich um hohe, von einem Tonnengewölbe überspannte Hallen, von denen eine Seite offen ist.) Dieser Gebäudekomplex enthält zahlreiche architektonische und künstlerische Meisterleistungen und Besonderheiten, von denen nur eine hier vorgestellt werden kann: Wenn man sich im Mittelpunkt des Hauptdomes befindet und ein leises Geräusch verursacht, wird es durch die akustische Konstruktion der Halle verstärkt und kann an jedem Standort gut gehört werden. Der Sinn lag darin, dass die Predigten des Imams ohne große Anstrengung und technische Mittel von einer großen Menschenmenge vernommen werden kann. Doch wie in unserer Gegenwart, so stellten auch damals Großbauprojekte gelegentlich Herausforderungen dar. Da der Schah wünschte, dass das neue Wunderwerk noch zu seinen Lebzeiten fertig werden sollte, setzte man nicht alle Pläne vollständig und genau um, so dass im Jahre 1662 massive Renovierungen notwendig wurden.

Auf der gegenüberliegenden, nördlichen Platzhälfte befindet sich in der doppelstöckigen Arkaden der Königlich Bazar, der sich von den alten Basaren Isfahans durch seine großzügige, moderne Anlage unterscheidet, die den verschiedenen Handelssparten und

Handwerkskünsten eine zentrale, städtische Länge und unmittelbaren Schutz gewährte.

Auf der langen Westseite des Maidan ließ sich Shah Abbas I. einen insgesamt 68 Meter hohen, fünfstöckigen Palastbau namens Ali Qapu (Hohe Pforte) errichten. Somit wurde die königliche Kontrolle über die Moschee und den Basar auch räumlich angedeutet: Von einer über dem zweiten Stockwerk befindlichen riesigen Säulenhalle aus konnte er den gesamten Platz und die auf ihm stattfindenden Ereignisse verfolgen. Während sich seine Privatgemächer in den oberen Gemächern befanden, waren im Untergeschoss die Verwaltungseinrichtungen und Wachen untergebracht.

Gegenüber dem Palast auf der östlichen Seite des Platzes befindet sich von 1603 bis 1616 errichtete Scheich Lotfollah-Moschee. Die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes, das unterirdisch mit dem Palast verbunden ist, konnte bislang noch nicht geklärt werden. Möglicherweise hatte Shah Abbas I. es als Grabmausoleum geplant. Ihre Besonderheit besteht unter anderem in Lichteffekten auf den Kacheln, die bei den wechselnden Lichteinfällen der Tageszeiten den Eindruck erwecken, dass sie ihre Farben ändern.

Letzte Stationen – eine armenische Kirche, ein jüdischer Friedhof und ein zoroastrischer Tempel

Am letzten Tag unserer Reise standen drei nichtmuslimische Orte auf dem ambitionierten Programm. Begleitet werden wir von einem sprachtalentierten Vertreter des Isfahaner Büros für Monotheistische Religionen.

Die armenische Kelisa-ye Vank (Vank-Kathedrale, auch Kathedrale des Heiligen Erlösers) ist heute Bestandteil eines Museumskomplexes zur armenischen Geschichte mit einem Schwerpunkt auf die Jahre 1915-1917. Das Innere der Kirche ist faszinierend: Der gesamte Raum wird von großen Wandmalereien dominiert, auf der bekannte Episoden des Alten und Neuen Testaments sowie armenische Märtyrer dargestellt sind. Neben dieser Fülle an Figuren und Farben rücken die mit Blattgold überzogenen Schnitzereien und nicht weniger

kunstfertig hergestellten Fliesen fast in den Hintergrund.

Die Kirche wurde um 1606 von armenischen Christen aus der Gegend von Julfa im heutigen Aserbaischan errichtet. Während des Osmanisch-Safawidischen-Krieges von 1603-1618 ließ Schah Abbas I. die Armenier im Isfahaner Stadtteil Neu-Julfa ansiedeln. Iranische Schahs verschiedener Epochen versuchten sowohl die ökonomischen Verbindungen aramäischer Christen nach Europa als auch ihre handwerklichen, künstlerischen und militärischen Kenntnisse zu nutzen. Auch anderen Minderheiten gegenüber vertraten die iranischen Herrscher eine zum Teil sehr kalkulierte Politik, die sich zwischen wirtschaftlicher Förderung, „Umsiedlung“ und Zwangskonversion bewegte. Das Verhältnis des heutigen iranischen Staates zur armenischen Minderheit scheint vergleichsweise entspannt zu sein, da sie nicht über eine als feindlich eingestufte „Schutzmacht“ im Ausland verfügt.

Nach einer längeren Fahrt erreichten wir ein verwahrlost erscheinendes jüdisches Heiligtum mit einer Synagoge und einem Friedhof. Das etwa 30 km stadtauswärts gelegene Dorf Pir Bakran ist eine Pilgerstätte des iranischen Judentums, die traditioneller Weise im Monat Elul (August/September) besucht wird. Gegenstand der Verehrung ist weder ein Prophet noch ein hassidischer Rebbe, sondern Sarah bat Ascher. Der Name Sarah bat Ascher taucht in zwei völlig verschiedenen Kontexten in der Bibel auf (Gen 46,17; Num. 26,46) und wurde im Laufe der Zeit zu einer mythologischen Figur vereinigt. Einem Midrasch zufolge wurde ihr aufgrund einer guten Tat schon zu Lebzeiten das ewige Leben in der jenseitigen Welt verheißen. In der späteren jüdischen Erzählliteratur wird Sara bat Ascher mit dem Gründungsmythos verbunden, dass sie es gewesen sein soll, die die Juden durch einen unterirdischen Gang von Jerusalem bis nach Isfahan führte. Der Weg zu ihrem Schrein ist mit jüdischen Grabsteinen gepflastert – offensichtlich ein lokaler Brauch – und führt in mehrere, enge Kammern. Wachsreste, moderne

Verpackungen von Kerzen und hebräischen Graffiti aus Ascheresten lassen auf eine andauernde Nutzung schließen.

Während des Mittagessens erklärte der Vertreter vom Isfahaner Büro für Monotheistische Religionen an einem Tisch einige iranische Sichtweisen. Hin Hinblick auf das Verhältnis von Mann und Frau korrigierte er im Stil von Charlotte Wiedemann („Ihr wisst nichts über uns. Meine Reisen durch einen unbekanntem Islam“) übliche Vorurteile und erklärte den Mann zum Außenminister, der ohne die Zustimmung der Ehefrau keinen Kühlschrank kaufen dürfe. Der eigentliche Herr des Hauses sei die Frau. Ferner erfuhren wir, dass der Atheismus eine neue Religion mit verschiedenen konfessionellen Ausprägungen, eigenen Werten und Riten sei. Auf Nachfrage verwies er auch wochenendliche Meetings mit Gesangseinlagen in Fußballstadien und die Verehrung von Shoppinggöttern. Definitiv eine originelle Sichtweise.

Nachmittags besuchten wir einen modernen zoroastrischen Tempel in einem bürgerlichen Stadtteil Isfahans. Im Mittelpunkt des Besuchs stand das Gespräch mit dem Priester der Gemeinde, der uns eine kurze Einführung in die Geschichte und die Glaubenselemente des Zoroastrismus gab. An einigen Stellen hatten wir den Eindruck, dass der Übersetzer einige Aussagen glättete. Freundlich boten sich einige der iranischen Studierende aus Qom an die anstrengende Tätigkeit des Übersetzens zu übernehmen. Gelegentlich fiel nun die Übersetzung ganz aus und erweiterte sich zu einem Gespräch zwischen den anwesenden Iranern, so dass wir zur Erkenntnis gelangten nun am Ende unserer dritten Iranexkursion doch langsam mit dem Lernen des Persischen beginnen zu sollen. Auch wenn nicht alle Antworten übersetzt werden konnten, so kann man die drei wichtigen Grundsätze des Zarathustras durchaus als eine sinnvolle Lehre nach Mitteleuropa mitnehmen: „Denke nur Gutes, rede nur Gutes und tue nur Gutes.“

Panel Übersicht

Gender

1. Tag

Ulrike Kollodzeiski „Travelogues as Historical Sources. Gender as Historical Category“

Motahareh Samimi „ Women in the Iranian Literature from Parvin Etesami’s Point of View“

2. Tag

Lena Borchardt „Theoretical Approaches and a study on American Christian women creating their space to speak online“

Saida Mirsadi „Gender Construction through Rituals“

3. Tag

Lisa Frey „Viktor Turners Theorien und analytische Kategorien und ihre Grenzen der Adaptabilität, Modifikation und Anwendbarkeit“

Khadijeh Barzegar: „An Analysis of the Status of Women in Science and Education“

Law

1. Tag: Overview

Stefan Gatzhammer „Sources of law in Christianity from the beginning to 20th century“

Mohammad Haghabi „The role of history in forming Islamic law. The development of historical reports in religious traditions.“

2. Tag: Method

Marzieh Zakeri „Interpreting Quran and Hadith“

Michael Weichenhan „About some topics in the western history of searching the roots of law and rightness“

3. Tag: Case Study

Birke Fanger „Legal Status of Women in the Chruch“

Hamed Mosavi „Interactions between Muslims and non-Muslims“

Sociology

1. Tag: Overview

Karsten Schmidt „ Preliminary considerations concerning concepts of multiple Modernities/ Secularities“

Baqer Talebi-Darabi, Maryam Yusofi „Presenting an article concerning the impact of multiple modernities on religiosity and religious authority“

2. Tag: Method

Mehrab Sadeghnia, Mehdi Eyvazi „Methodology of anthropology of religion and religious anthropology with emphasis on the functions of religions in healing immedicable diseases“

Reza Pourjavady „Talal Asad and his anthropology of the secular“

3. Tag: Case Study

Khalil Karamipour „Analyzing a film named Ya Zamen Ahoo concerning religious rituals“

Catherina Wenzel „Ahl-e-Haqq/Yaresan as a case of old esoterism, but still alive“

Philosophy/Comparative Studies

1. Tag

Vahid Sohrabifar „Pre-religion conditions for understanding religion“

Sophia Kimpel, Sina Simsek „Levels of Representation in Religion“

2. Tag

Hans-Michael haußig „Normative and Popular Attitudes of Religion and its Implications for the representantion of Religions“

Khalil Ghanbari „Popular religion as the other side of non-popular“

3. Tag

Hojjatallah Javani „Methodological obstacles of dialogue among Islamic sects and denominations“

Nathanael Riemer „Religious Comics in Orthodox Judaism and Islam - A Comparative Review“

Gender

1. Tag

Ulrike Kollodzeiski „Travelogues as Historical Sources. Gender as Historical Category“

Protokoll Elke Kollmann, Vera Bloemer

Der Vortrag war in zwei Teile gegliedert: Im ersten wurde die theoretische Vorarbeit zur modernen und vormodernen Genderkonstruktion geliefert, die im zweiten Teil als Basis diente, um die Genderkonstruktion im Reisebericht Pietro della Valles genauer zu betrachten.

Das Hauptwerk, auf das sich die Vortragende bei dem Überblick der Genderkonstruktion gestützt hat, ist Claire Calobrooks Werk „Gender“ New York 2004. Darin wird die moderne Diskussion über Gender und deren Konstruktion wieder gegeben.

Die vormoderne Genderdiskussion gestaltet sich dabei jedoch vollkommen anders. Die Vormoderne ist noch sehr stark von der antiken und mittelalterlichen Philosophie geprägt. Hierbei wird der Körper als chaotische Materie betrachtet, die Seele jedoch ist der wichtige Bestandteil im Menschen. Somit kann das Gender vom biologischen Geschlecht abweichen und muss nicht mit ihm übereinstimmen.

Diese Vorüberlegungen zum Genderbegriff in der Moderne und Vormoderne waren nötig, um die Aussagen zu Gender in Pietro della Valles Reisebericht historisch einzuordnen und zu verstehen. Er bereiste von 1617 bis 1625 den Nahen und Fernen Osten und lebte lange in Persien. Der Vortrag beleuchtete die persische Form der Genderkonstruktion und della Valles Reaktion darauf. Im persischen Reich wurde Gender eher als Konzept wahrgenommen. Ein Körper konnte wegen seines Temperaments männlich oder weiblich sein, wobei das Männliche als das Starke und Feste angesehen wurde, das Weibliche als das Formbare und Weiche. Dieses

Genderkonzept konnte auf alles, auch die Elemente, angewendet werden. Della Valles Beschreibung der persischen Gesellschaft zeigt, dass er seine eigenen Konzepte und sein eigenes Denken in seine Beschreibungen hat einfließen lassen. Er beschreibt die Frauen jedoch nicht als Unterdrückte, sondern sieht nur in der Trennung zwischen Männern und Frauen den falschen Umgang.

So wie sich das Genderdenken von der Vormoderne zur Moderne in Europa geändert hat, so hat auch die moderne iranische Gesellschaft eine andere Genderauffassung. In der Moderne ist die Geschlechtertrennung mehr auf eine Trennung von Ratio und Emotion und auf die Notwendigkeit beider im richtigen Ablauf der Welt zurückzuführen.

Motahareh Samimi „ Women in the Iranian Literature from Parvin Etesami’s Point of View“

Protokoll Elke Kollmann, Vera Bloemer

Das Hauptaugenmerk dieses Vortrags lag auf der iranischen Poetin Parvin Etesami und ihrer Sicht auf die Rolle der Frau in der zeitgenössischen iranischen Geschichte und Kultur.

Parvin Etesami hat von 1907 bis 1941 geschrieben. Sie setzte sich neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit auch dafür ein, dass Mädchen Zugang zur Schulbildung erlangten und dass Frauen eine größere Rolle im öffentlichen und sozialen Leben einnehmen. Zu ihrer Zeit hatten die Frauen meist nur wenige Möglichkeiten, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Im frühen 20. Jhd. öffnete sich die Gesellschaft jedoch ein wenig und, inspiriert vom westlichen Feminismus, konnten Frauen nun Berufe ausüben und waren bei Zeitungs- oder Magazinverlagen als Übersetzerinnen, Schriftstellerinnen oder Journalistinnen tätig.

Parvin Etesami verknüpfte in ihren Gedichten ihre modernen Ideale von der Gleichheit der Geschlechter und der Zusammenarbeit beider Geschlechter mit eher traditionellen Frauenbildern, die die Frauen in ihrer

Rolle als Mutter lobten sowie ihre innere Schönheit besangen oder sie als die Quelle der Güte und Freundlichkeit bezeichneten. All diese Beschreibungen entsprechen dem traditionellen Frauenbild. Parvin Etesami hatte sich bewusst dazu entschieden, diesen traditionellen Weg zu gehen, um ihre modernen Ideale in einem Subtext in ihre Gedichte einarbeiten zu können. So hielt sie die Balance zwischen dem traditionellen Rollenverständnis und der modernen Gesellschaft. Allerdings lässt sich ihrer Sprache und ihrem Schreibstil entnehmen, dass ihre persönlichen Gedanken wohl radikaler und moderner waren, als sie es sich getraute zu schreiben. Mit Absicht nahm sie ihre Sprache zurück und weichte ihre harten Formulierungen auf, damit sie nicht zu stark in der Gesellschaft aneckte.

Die Diskussion vertiefte den Punkt, dass Parvin Etesami heute nicht als Frauenrechtlerin gilt, sondern als große Poetin ihre Wertschätzung erfährt. Ihr Ruhm kommt aber nicht daher, dass sie eine Frau ist, die in einer Zeit, als Frauen vieles verwehrt blieb, eine Männertätigkeit ausübte, sondern daher, dass sie einfach über so viel Talent und Kunstfertigkeit im Umgang mit der Sprache und der Poesie verfügte, dass ihre Gedichte allein wegen ihrer Schönheit gelesen werden. Sie begründete sogar eine eigene Poesieschule, die viele Anhänger hat.

Zu Lebzeiten wurden ihre Gedichte zwar auch schon veröffentlicht, trotzdem erlangte sie noch keine große Berühmtheit. Berühmt wurde sie erst gegen Ende ihres Lebens, als sie von einem Mann der Gesellschaft vorgestellt und von ihm unterstützt wurde.

2. Tag

Lena Borchardt „Theoretical Approaches and a study on American Christian women creating their space to speak online“

Protokoll: Daniela Thiele

Das Referat gliederte sich in zwei Teile: einen theoretischen Teil und in eine praktische Fallstudie.

Teil 1: Theorie

Zunächst untersucht die Referentin religious communities online, wobei sie den Unterschied zwischen Gesellschaft (society) und Gemeinschaft (community) deutlich macht. Eine Gesellschaft bildet sich aus instrumentalen Beziehungen, wohingegen eine Gemeinschaft aus persönlichen Beziehungen gebildet wird. Mit dieser Unterscheidung wird klar, dass es sich bei den Untersuchungsobjekten um eine Gemeinschaft handelt.

Auch die Konstruktion von Identitäten online wird untersucht. So stellt die Referentin fest, dass sich innerhalb der Gemeinschaften social trust bilden kann und daraus social capital¹ entsteht.

Im Vergleich zu offline-Gemeinschaften können online-Gemeinschaften und die Beziehungen untereinander noch stärker sein, da Faktoren wie Zeit und Raum keine Rolle mehr spielen.

Für Untersuchung online können klassische soziologische Ideen genutzt werden, die jedoch auch neue Herausforderungen und Möglichkeiten bringen. So ermöglicht das Internet mehr Freiheit, mehr Daten aber auch stetige Veränderung.

Teil 2: Praktische Fallstudie - live in the round (liveintheround.com)

Die untersuchte Internetseite liveintheround.com ist eine Gemeinschaft christlicher Frauen aus den USA, die in einem Zeitraum von zwei Monaten untersucht wurde. Dabei beschäftigte sich die Referentin mit drei Ebenen der Seite: (a) dem Layout (b) der Frage, ob es sich bei liveintheround.com um eine Gemeinschaft handelt und (c) falls es eine Gemeinschaft ist, wie sich Identitäten dort konstruieren.

(a) Das Design ist sehr weiblich und führt weiter zu anderen Netzwerken (Facebook/Twitter/...). Zudem enthält die Seite Informationen zu den Autoren und deren Selbstidentifikation als christliche Frauen, Mütter, Ehefrauen usw.

¹ Social trust und social capital sind soziologische Begriffe, die von Pierre Bourdieu definiert wurden. Soziales Vertrauen (social trust) bezeichnet das Vertrauen zwischen Menschen innerhalb einer Gesellschaft, was als Basis für soziales Kapital (social capital) gilt, das die gebauten Beziehungen benennt.

(b) Die Referentin führte ein Interview mit einer Autorin der Seite und stellte fest, dass die Artikel vor der Veröffentlichung von ihr korrigiert werden. Daraus schlossen wir, dass die Meinungen und Sichtweisen der Artikel nicht sehr variieren, da sie zuvor von einer Person zensiert wurden.

Zudem wurde klar, dass einige der Autoren dieselbe Kirche besuchen, ist anzunehmen, dass neben einer online- zudem eine offline-Beziehung besteht. Die Referentin kam nach diesen Erkenntnissen erneut zu dem Schluss, dass es sich bei liveintheround.com um eine Gemeinschaft handelt.

(c) Alle Autoren haben eine weibliche Identität. Dabei sammeln sich verschiedene weibliche Rollen (Mutter, Ehefrau, usw.). Um die Identitätskonstruktion deutlich zu machen stellt die Referentin den Artikel „An un-canoliced psalm of an broken wife“ vor und zeigt auf, in welcher Rolle (bzw. Rollen) sich die Autorin sieht.

Fazit der Referentin

Zusammenfassend erklärt die Referentin, dass in dieser online Gemeinschaft (community) religiöse Identitäten konstruiert werden. Die Gemeinschaft der Seite beschränkt sich nicht ausschließlich auf das Internet, sondern ist in einer Weise auch offline vorhanden. Es wird deutlich, dass es für viele dieser Frauen online einfacher ist, über Probleme und Ängste zu sprechen, als es im offline Leben gewesen wäre. Außerdem kann festgehalten werden, dass diese Gruppe amerikanischer christliche Frauen sehr konservativ ist, was zu Beginn der Untersuchungen nicht zu erwarten war. Der Begriff der Sünde (Sin) spielt zudem in vielen Artikeln eine sehr große Rolle und wird von vielen unterschiedlichen Autoren aufgegriffen.

Diskussion

In unserer anschließenden Diskussion fragten wir uns zunächst, ob die Ehemänner der Frauen wissen, was alles (zum Teil sehr intim) im Internet über sie preisgegeben wird. Dies sei ihnen jedoch bewusst, wie aus dem geführten Interview zu entnehmen ist. Auch über

den Inhalt der Artikel wurde diskutiert und besonders über die Schlussfolgerungen der Frauen (etwa, dass die Ehefrau am Ehebruch des Gatten schuld sei).

Wir fragten uns auch, in wie fern die offline Beziehung die online Gemeinschaft beeinflusst, fanden darauf aber keine eindeutige Antwort.

Saida Mirsadi „Gender Construction through Rituals“

Protokoll: Daniela Thiele

Ihr Referat bezieht sich auf eine Feldstudie aus den 1990er Jahren, welche sich mit Frauen in der unteren Mittelschicht in Teheran beschäftigte.

Die Referentin stellt fest: Rituale bieten eine Plattform, um Ideen zu entwickeln und um Regeln, bzw. Symbole zu formen.

In den 1990er Jahren entstanden in Teheran zwei Strömungen unter den Frauen:

Gebildete Frauen (und einige Männer) entwickelten erste feministische Strömungen, beeinflusst von westlichen Vorbildern.

Ungebildete Frauen aus den niedrigeren Schichten wanden sich Ritualen zu, um durch übernatürliche Kräfte harte Zeiten (nach dem Krieg²) zu überstehen und ihre Familie am Leben zu erhalten.

Das Ritual Jalaseh oder Majles:

Darunter wird eine Zusammenkunft von Frauen verstanden, die zusammen mit einer weiblichen Priesterin (Khanoum Jalaseie) versuchen, alltägliche Probleme mit übernatürlicher Hilfe zu lösen. Ihre Motive sind dabei die folgenden:

Das Überleben der Familie sichern.

Die Lösung medizinischer Probleme.

Das Beten für eine sicherere Zukunft.

Den Islam zu lehren.

2 Der Iran-Irak Krieg, auch erster Golfkrieg genannt, dauerte von 1980 bis 1988 an und kostete Millionen Menschen das Leben. Vgl. <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/212301/erster-golfkrieg> (letzte Einsicht 28.10.2015)

Männliche Dominanz zu hinterfragen
(unbewusst und bewusst).
Politischen Einfluss auszuüben.

Die religiösen Autoritäten (männlich) versuchten, diese Jalaseh zu kontrollieren oder gar zu verbieten. Warum?

Zum einen konnten die Lehren der vorstehenden Priesterinnen nicht kontrolliert werden, da diese keine religiöse Ausbildung besaßen und als Laien predigten. Es wurde befürchtet, dass eigene Interpretationen weiter gegeben werden, die nicht im Sinne der vorherrschenden religiösen Autoritäten sind. Zum anderen wurde befürchtet, dass die Frauen gegen die männliche Dominanz aufgehetzt werden könnten und auch politische Einflüsse geltend gemacht werden könnten.

Zusammenfassung der Referentin

Rituale sind wichtige Formen des Ausdrucks und der Verbindung. Im Fokus dieses Ritus steht jedoch nicht die religiöse Praxis, sondern die Bildung einer Beziehung zwischen dem Selbst, der Gesellschaft und des Transzendenten. Zudem wird das Ritual als Methode genutzt, um sich Gehör zu verschaffen und Einfluss zu gelangen. Nicht nur innerhalb der weiblichen Gemeinschaft sondern auch in der männlich dominierten iranischen Gesellschaft. Wozu ein solches Ritual jedoch nicht genutzt wurde und wird ist die Beantwortung theologischer Fragen, sondern vielmehr zur Lösung alltäglicher Probleme (gesundheitlich, familiär, usw.).

Diskussion

Die anschließende Diskussion warf folgende zwei Fragen auf: (a) Haben diese Zusammenkünfte einen positiven Effekt auf die weibliche Gemeinschaft und (b) warum sind weibliche Koraninterpretationen problematisch?

Auch wenn keine eindeutigen Antworten auf die Fragen gefunden wurden, so wurde angemerkt, dass (a) diese Rituellen Zusammenkünfte Hoffnung in schwierigen Zeiten geben sowie eine gemeinsame Stimme besitzen, die auch

von der männlichen Autorität gehört wird. Zur Diskussionsfrage (b) wurde festgehalten, dass es weniger die weibliche Interpretation ist, die problematisch ist, sondern viel mehr die ungebildete Interpretation.

3. Tag

Lisa Frey „Viktor Turners Theorien und analytische Kategorien und ihre Grenzen der Adaptabilität, Modifikation und Anwendbarkeit“

Protokoll Lisa Frey und Lena Borchardt

Eine kritische Bewertung Turners aus Sicht der Religionshistorikerin Frau Prof. Bynum im Kontext von spätmittelalterlichen Biografien weiblicher Heiliger und einem wichtigen Ritual und Symbol für Frauen, der Eucharistie.

Victor Turner, einer der großen Ethnologen des 20. Jahrhunderts der u. a. zusammen mit Clifford Geertz jene interpretative Wende in den Kulturwissenschaften einleitete, durch die der Funktionalismus an Einfluss verlor, entwickelte die Begriffe Soziales Drama, Liminalität und Communitas. Zusammen mit Turners Ritualtheorie, in der die Macht und Mehrdeutigkeit der Symbole betont wird, gelang es Turner die statischen Vorstellungen von Gesellschaft als Gleichgewichtssystem fast vollständig hinter sich zu lassen. Durch die analytische Kategorie des Sozialen Dramas bekam Turner einen Zugang zur sozialen Organisation und dem Wertesystem einer Kultur, bzw. in seinem Falle den Ndembu, deren Konflikt- und Ritualkultur Turner zu der Erkenntnis brachte, daß Kultur zwingend als Prozess verstanden werden muss. Caroline Walker Bynum, die die Lebensgeschichten spätmittelalterlicher frommer Frauen ebenfalls als Soziale Dramen beschreibt, erkennt bei der Übertragung der Theorie der Liminalität, daß deren 3 Phasen (Loslösung/ Übergangs- und Transformationsphase/ Eingliederung in den neuen Status) aus vor allem männlich

dominierten gesellschaftlichen Gründen nicht vollständig durchlaufen werden können. Durch Bynum's Analyse der spätmittelalterlichen Gesellschaft mit Hilfe von Turners Theorien und Konzepten werden deren Schwächen in Bezug auf Übertragbarkeit und somit Anwendbarkeit sichtbar.

Khadijeh Barzegar: „An Analysis of the Status of Women in Science and Education“

Protokoll Lisa Frey und Lena Borchardt

Die Präsentation skizzierte die Entwicklung und Stärkung der Rolle iranischer Frauen in den Bereichen Wissenschaft und Bildung nach der Iranischen Revolution 1979. Die Referentin betonte drei Faktoren, welche diese Entwicklungen verursachten.

Der erste Faktor seien allgemeine kulturelle Veränderungen, im Zuge derer Bildung einen höheren Stellenwert eingenommen habe. Mit diesen kulturellen Veränderungen, haben sich auch die Einstellungen sowie intellektuelle Verhaltensmuster von Frauen verändert. So waren im Jahr 2012 schließlich 60% der iranischen Studierenden an staatlichen Universitäten Frauen. Diese Entwicklungen würden durch einen zweiten Faktor und zwar eine stark wachsende Bevölkerung verstärkt. Ein dritter Faktor der zur Verbesserung der Stellung von Frauen im iranischen Bildungssystem beitrage, sei die „human capital theory“. Diese Theorie verstehe Humankapital - also auch gut ausgebildete Frauen - als Quelle wirtschaftlichen Erfolgs und als Schlüsselstrategie für Wachstum.

Die Veränderungen in Bezug auf die Bildungs- und Ausbildungswege iranischer Frauen hatten der Referentin zufolge auch sehr positive Auswirkungen auf das Familienleben. So sei es von großer Bedeutung, dass Frauen gebildet sind, da sie ihr Wissen an ihre Kinder weitergeben. In der auf den Vortrag folgenden Diskussion wurde erwähnt, dass sehr viele iranische Frauen, nachdem sie die Universität

abgeschlossen haben, heiraten und ihre akademische bzw. berufliche Karriere dann nicht weiterverfolgen.

Dies wird auch von Zahlen unterstützt, welche im letzten Teil der Präsentation vorgestellt wurden. Das Datenmaterial bezog sich dabei ausschließlich auf staatliche Schulen und Universitäten. In den Jahren 2006/2007 schlossen zum Beispiel 43% Frauen an staatlichen Universitäten ihr Studium mit einem M.A. oder PhD ab. Gleichzeitig waren nur 20% der Angestellten an den Fakultäten weiblich. Den präsentierten Daten zufolge, haben heute deutlich mehr Frauen in Iran einen höheren Schul- oder Universitätsabschluss, als vor der Iranischen Revolution. Die Zahl derjenigen, die später mit diesem Abschluss arbeiten, ist im Vergleich dazu allerdings weiterhin sehr niedrig.

Law

1. Tag: Überblick

Stefan Gatzhammer „Sources of law in Christianity from the beginning to 20th century“

Protokoll Antonia Kura

Das Kanonische Recht ist das Rechtssystem der katholischen Kirche und gleichzeitig das älteste Rechtssystem der lateinischen westlichen Welt. Seine Geschichte geht bis zu 2 Jahrtausende zurück.

Es gibt verschiedene Quellen des kanonischen Rechts: die Bibel, Weisungen der Apostel, Erlasse kirchlicher Autoritäten, z.B. des Papstes. Desweiteren zählen dazu Gewohnheiten des Rechtsgebrauchs (lat. consuetudo) oder Rechtssammlungen (privat oder offizielle) und die Codesces.

Das Wort Kanon stammt aus dem griechischen und bedeutet so viel wie Recht, Regel oder Maß.

Es gibt zwei verschiedene Arten von Quellen kanonischen Rechts: Materielle und formelle.

Formelle Quellen des Rechts sind Sammlungen:

Dionysius 525 (1. offizielle Sammlung)

Übersetzung verschiedener griechischer Quellen ins Lateinische

Gratians Dekret 1140 (private Sammlung)

Corpus Iuris Canonici (letzte Sammlung CL 300-1500 AD)

Drei Abrogationen:

1. Konzil in Trent 1545-1563

2. Erstes Vatikanisches Konzil 1869-1870

3. Codex des kanonischen Rechts 1917

Codeces im 20. Jh für die Lateinische Kirche (1917, 1983) und die Ost-Katholischen Kirchen (1990)

Die Sammlungen werden als konservative, aber auch kreative Quellen betrachtet.

Das kanonische Recht entwickelte sich aus dem Römischen Recht, der Bibel und dem Naturrecht. Diese drei sind das Fundament der päpstlichen Dekrete und den Kanons der Kirchenräte (z.B. Corpus Iuris Canonici). Nach ihrem Erlass werden die Dekrete von Kanonisten interpretiert. Die Kommission, welche den Erlass herausgegeben hat, kann bindende Interpretationen vorgeben, andere Interpretationen sind nicht bindend.

Es gibt zwei Hauptprinzipien des Kirchenrechts: Epikieia und Dispensation. Epikieia stellt eine liberale Interpretation des Rechts in Fällen da, in denen im geschriebenen Recht direkt nicht dazu steht. Dispensation kann eine Aufhebung rechtlicher Normen sein. Beide Prinzipien werden nur in einzelnen Fällen angewandt.

Warum aber brauchen wir Gesetze?

Für Thomas von Aquin waren Gesetze ein Mittel zum Allgemeinwohl. Gesetze ermöglichen dem Menschen Rechte und sind „Bedingung der Liebe“ (Papst Benedikt XVI., 2010). Professor Gatzhammer schloss, dass wenn jedermanns Rechte berücksichtigt werden würden, lebten wir in einer Gesellschaft der Liebe.

Im Laufe der Diskussion nach dem Vortrag war

festzustellen, dass die iranischen Studenten (eine unter ihnen war Jura-Studentin) nichts mit dem Begriff der Säkularisation anfangen konnten. Es war für sie unmöglich sich vorzustellen, dass das christliche Recht nur für die christliche Gemeinschaft gültig ist und weder für Deutschland noch Europa gilt.

Mohammad Haghabi „The role of history in forming Islamic law. The development of historical reports in religious traditions.“

Protokoll Pia Stamer

Historische Dokumente sind die wichtigsten Elemente des islamischen Rechts.

Es gibt verschiedene Kategorien historischer Dokumente, wie Biografien, Urkunden, Reden religiöser Gestalten und ihrer Gegner sowie Sammlungen rationaler Gedanken, moralischer Grundsätze u. Ä..

Diese Quellen können in zwei Bereiche unterteilt werden. Zum einen Quellen, die geschrieben wurden, um wichtige Ereignisse, Personen oder religiöses Erbe zu dokumentieren. Zum anderen die Quellen, die dank ihrer Popularität mündlich überliefert wurden.

In beiden Fällen muss der Leser die Überlieferungen, die der Text beinhaltet, sowie den Charakter des beabsichtigten Publikums analysieren, um die Dokumente vollständig zu verstehen.

Hierfür sollten folgende fünf Prozesse in Betracht gezogen werden.

Formation: Am Anfang der Geschichtsschreibung können verschiedene Texte zu einem Ereignis entstanden sein, die inhaltlich divergent sind. Obwohl sie sich teilweise ähneln, besitzt jeder Text originelle Elemente.

Fixation: Durch die Kombination verschiedener Dokumente wird ein inhaltlich logischer Text geschrieben. Hierbei werden Wiederholungen editiert und Ausschnitte in eine sinngemäße Reihenfolge gebracht. Diese so fixierten Texte sind nicht immer leicht zu verstehen, da die

Urtexte aus verschiedenen Zeiten und von unterschiedlichen Autoren stammen können.

Erweiterung und Ausarbeitung: In diesem Prozess wird der Text ausgestaltet. Durch das Hinzufügen nicht vorhandener Textelemente sowie fehlender Szenen entsteht eine komplette Geschichte. Da das Publikum diese präferiert, kann sie populärer als der Urtext werden.

Fälschung: Es gibt zwei Arten von Fälschungen. Einige Dokumente können komplett erfunden sein, andere wiederum entstammen einer wahren Geschichte, von der nur noch das übergreifende Thema erkennbar ist.

Ausschmückung und Modifizierung: Obwohl diese Praxis schon früher verwendet wurde, hat sie ihren Höhepunkt erst heutzutage erreicht. Durch das Einfügen genauerer Formulierungen, dem Addieren einiger Sätze oder das Ersetzen von älteren Ausdrücken mit moderneren, wird der Inhalt des Dokuments bewusst verändert, um eine bestimmte Ideologie zu untermauern. Schlussfolgerung: Diese Methoden zur Erkennung von „edit-transmissions“ können hilfreich bei der Evaluierung von Texten sein. Sie helfen beim Verstehen des Textes sowie der Atmosphäre, in der er geschrieben wurde. Darüber hinaus erlauben diese Methoden die Kategorisierung der Dokumente in stark und schwach, beziehungsweise glaubwürdig und unglaubwürdig.

2. Tag: Diskussion von methodischen Problemen

Marzieh Zakeri „Interpreting Quran and Hadith“

Michael Weichenhan „About some topics in the western history of searching the roots of law and rightness“

Protokoll Michael Weichenhan

Vorgesehen war ursprünglich ein Vortrag von Dr. Mirashemi zum Thema „Methods of Deduction for Islamic Decrees in New Problems“, der

allerdings erkrankt war und von Frau Dr. Marzieh Zakeri von der Alzahra-Universität Teheran vertreten wurde, die sich mit Methoden der Quran- und Ḥadīṭinterpretation beschäftigte. Ihr Beitrag beschäftigte sich speziell mit der Einbettung von einzelnen „aḥādīṭ“ in Überlieferungszusammenhänge, wie sie bspw. die thematischen Sammlungen repräsentieren, die als „muṣannaf“ (d.h. „sortiert“) bezeichnet werden und Vorschriften zu unterschiedlichen Bereichen des sozialen und religiösen Lebens bieten: Bekanntestes Beispiel für eine derartige Sammlung stellt das „al-ḡāmi‘ aṣ-ṣaḥīḥ“ („Sammlung des Echten“) des Muḥammad al-Buḥārī al-Ġu‘fī (gest. ca. 870 C.E.) dar, die der Gelehrte aus der schier unübersehbaren Masse der Aḥādīṭ unter dem Gesichtspunkt authentischer Überlieferung auswählte und klassifizierte. Derartige Sammlungen wurden wiederum im Laufe des 11./12. Jhs. C.E. zu Großsammlungen vereint, die kanonischen Rang gegenüber anderen aufweisen: Die sunnitische Tradition fasst sie in den „al-kutub as-sitta“ („Sechs Bücher“) zusammen, während die schiitische Überlieferung vier derartige Sammlungen („al-kutub al-arba‘a“) kennt, die sich von den sunnitischen selbstverständlich u.a. dadurch unterscheiden, dass Aussprüche der Imame in sie aufgenommen sind. Zakeri stellte in ihrem Vortrag Methoden der Authentizitätsprüfung dar und ging den Veränderungen der Intention der ursprünglich auf Einzelfälle bezogenen Sprüche zu allgemeinen Normen nach. Im Zuge der Diskussion ihres Vortrags wurde auf formale Gemeinsamkeiten mit der Sammlung von Rechtsentscheiden römischer Juristen in den großen lateinischen Sammlungen des Corpus iuris civilis aufmerksam gemacht, weiterhin auf literaturwissenschaftliche Methoden der Untersuchung von Interpretations- und Lesepraktiken hingewiesen, wie sie insbesondere von Harold Bloom und Gérard Genette entwickelt wurden. Auch wenn für eine eingehendere Diskussion, in der rechtsphilosophische und literaturtheoretische Aspekte im interkulturellen Vergleich hätten erörtert werden können, die Zeit fehlte, so hat der Beitrag eindrücklich gezeigt, ein wie kompliziertes System von Transformationen

von Entscheiden in Normen und Normensysteme das islamische Recht ist und worin Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur abendländischen Tradition bestehen.

Auf Differenzen und Konvergenzen zwischen islamischer und „abendländischer“ Rechtsauffassungen unter einem stärker philosophischen Aspekt ging auch der Vortrag von Dr. Michael Weichenhan (Humboldt-Universität) ein, der sich insbesondere der Frage danach widmete, was geltende Entscheide überhaupt zu dem macht, was als „recht“ im Sinne von „gerecht“ angesehen werden kann. Ausgehend von dem Problem, das in Sophokles' Antigone in der Unterscheidung zwischen geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen auftritt, wurde dem Gedanken des „Naturrechts“ nachgegangen, das in der Stoa eine kriteriologische Funktion hinsichtlich schriftlich fixierter Gesetze bekommt. Hingewiesen wurde auf gewisse Schwierigkeiten, die das göttliche bzw. Naturrecht aufweist und die mit der Differenzierung zwischen natürlicher Ordnung und ethischer Normierung („Sein und Sollen“) akut wird. Wenn Weichenhan dennoch für die Attraktivität des Gedankens des Naturrechts eintrat, so unter dem Gesichtspunkt, dass damit eine gleichsam negative Größe eingeführt werde, die die Revidierbarkeit fester Überzeugungen und geltender Normen garantiert, aber selbst nicht als Quelle positiver Rechtssetzung verstanden werden kann. In einer strengen Unterscheidung zwischen einem den Menschen weitgehend unbekanntem „göttlichen“ („natürlichen“) Recht und dem kodifizierten Recht sah er einen entscheidenden Unterschied zwischen der christlichen und der islamischen Rechtsauffassung, die sich historisch aus dem Vorhandensein einer intakten Rechtskultur im Imperium Romanum erklärte, die das Christentum der Aufgabe enthob, ein christliches Recht überhaupt zu schaffen. Insbesondere während der Diskussion im nachmittäglichen Plenum wurde dieser Aspekt im Vergleich zum Judentum thematisiert: Das Charakteristische an der christlichen Einstellung zum Recht sei, so Weichenhan, dass die Befolgung von Gesetzen „kein Weg zu Gott“ sei und daher der säkulare Rechtsstaat eine (freilich relativ spät vollständig

gezogene) Konsequenz des Christentums. Ob dies als Modell in anderen historischen Zusammenhängen taugte, sei damit freilich keineswegs ausgemacht.

3. Tag: Case Study

Birke Fanger „Legal Status of Women in the Church“

Protokoll Birke Fanger

Um den rechtlichen Status der Frau im Christentum darzustellen, wird zu Beginn des Vortrags die Rolle der Frau in vorchristlicher Zeit in der Hebräischen Bibel beschrieben. Die vom arabischen und ägyptischen Umfeld beeinflusste Gesellschaft war patriarchalisch und polygam, die Frauen konnten verstoßen werden, hatten kaum Rechte und waren auf Familie und Haushalt beschränkt. Der Stammeserhalt durch Gebären von Kindern war die Hauptsache. Aber in den biblischen Berichten zeigen einige Frauenbiografien die Spuren einer (früheren) matrilinearen Struktur. Vorgestellt werden nun u.a. die aufsässige Schwester Moses, Miriam, die Prophetin Hulda, die Richterin Deborah und die mordende Jaelle.

In frühchristlicher Zeit hatten die Frauen zwar Rechte wie Geschäfte zu machen und Eigentum zu erwerben, brauchten aber vor Gericht einen Vormund. In der von griechischer Philosophie und römischem Recht geprägten Zeit war der Status der Frau sehr niedrig. Die neue Religion des Christentums versprach die Gleichheit aller Menschen. Jesus nahm Frauen wie z.B. Maria Magdalena als gleichberechtigte Partner in den Kreis seiner Anhänger auf. Der zum Christentum konvertierte Paulos von Tarsos war ein griechisch gebildeter gesetzestreuer Pharisäer mit römischem Bürgerrecht. Als Missionar und Theologe änderte er die Lehre Jesu und führte damit zur Autonomie der neuen Religion. Seine Zitate zeigen zum ersten Mal die Widersprüchlichkeit innerhalb des Christentums zum Thema Frauen. Einerseits wird die Gleichheit aller Menschen gepredigt,

andererseits sollen Frauen eine unterwürfige Rolle einnehmen. In der ersten christlichen Abhandlung im 1. Jahrhundert n.d.Zt., der ‚Didache‘, werden nur Männer zu Diakone und Bischöfen berufen. In den folgenden Jahrhunderten wurde durch die Lehre der Erbsünde, das Zölibat und die Ablehnung des Körperlichen die Frau als die Wurzel allen Übels und die Versuchung schlechthin dargestellt. Die Hingabe zum asketischem Leben führte zur Gründung von Klöstern für Männer und für Frauen. Hier hatten Frauen die Möglichkeit, Bildung zu erwerben und als Nonnen, Diakonissen und Äbtissinnen zu wirken und Einfluss zu gewinnen. Trotzdem auch im Mittelalter darauf beharrt wurde, das Frauen nur ‚Laien‘ waren und keine höheren Ämter der Kirche bekleiden durfte, waren bedeutende Frauen wie die Äbtissinnen Hildegard von Bingen und Birgitta von Schweden sehr machtvoll.

Im 20. Jahrhundert änderten durch die fortschreitende Emanzipation der Frau einige Kirchen ihre Haltung gegenüber der Ordination von Frauen. Der erste weibliche Pfarrer „im Sinne des Gesetzes“ war 1958 Elisabeth Haseloff in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lübeck, Deutschland. 1975 wurden in den anglikanischen Kirchen zu England und Kanada Lucy Winkett, Vivienne Faull und June Osborne zu Priesterinnen geweiht. 2006 wurde Katharine Jefferts Schort die erste Bischöfin der Episcopal Church.

In den katholischen und orthodoxen Kirchen sind Frauen nach wie vor von der Ordination ausgeschlossen. 2004 erklärte die griechisch orthodoxe Kirche, die höhere Stellung der Diakonissen nie verboten zu haben, allerdings gibt es nach wie vor keine weiblichen Nichtlaien. 1963 betonte Papst Johannes XXIII. in seiner Deklaration ‚Pacem In Terris‘, dass die Verantwortung für den Frieden auf Erden auf allen läge und dass alle Menschen gleiche Rechte hatten. Er bezog sich auf die UN Charter für Menschenrechte von 1948. Demgegenüber stehen die Deklarationen ‚Inter Insigiores‘ 1976 von Papst Paul VI., ‚Mulieres Dignitatem‘ 1988 und ‚Ordinatio Sacerdotalis‘ 1994 von Papst Johannes Paul

II., in denen die Rolle der Frau in dem Erhalt der Familie als Mutter und Ehefrau betont, die Ordination von Frauen strikt abgelehnt wird. In der Diskussion nach dem Vortrag wurde diese Diskrepanz nochmal hervor gehoben, zudem wurden Begriffe aus der christlichen Kirche (Apostel, Laie, Diakonissen etc.) erläutert und über die weiblichen Predigerinnen im Islam gesprochen.

Hamed Mosavi „Interactions between Muslims and non-Muslims“

Protokoll Stefan Gatzhammer

Seyed Hamed Alizadeh Mousavi referiert am 3. Tag im panel History and Law über die grundsätzlichen Aussagen und Stellungnahmen im Islam zu den Beziehungen zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen. Die Geschichte der Interaktion und die Frage der Unterscheidung zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen setzt mit der Ausbreitung des Islam ein und verschärft sich unmittelbar in den Ereignissen rund um die Klärung der Nachfolgefrage von Muhammad.

Zunächst zeigt der Referent die einzelnen theologischen Begründungen der Anwendung einschlägiger Aussagen im Quran über das Verhältnis von Muslimen zu Nicht-Muslimen auf. Vorab weist er auf die kontrovers diskutierte These hin, wonach die Sozial- und Morallehre des Quran für alle Menschen bzw. nur für Muslime gelte. Die herrschende Auffassung in der theologischen Auslegung traditioneller islamischer Rechtsschulen tendiert dazu, den Geltungsbereich der islamischen Soziallehre auf die ganze Menschheit, Muslime wie Nicht-Muslime, anzuwenden. Abgeleitet von dieser Auffassung könne kein Unterschied in den interaktiven Beziehungen zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen gemacht werden. Eine zweite Rechtsauffassung sieht der Referent in der Anwendung des Quran auf die gesamte Menschheit, obgleich in den Beziehungen zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen abgestufte Verhältnisbestimmungen ausgemacht werden. Die dritte und nur von

einer zahlenmäßig geringeren Gruppe von Islamwissenschaftlern akzeptierte These lautet: das gesamte durch Quran und Hadith vorgeschriebene moralische, soziale und wirtschaftliche Handeln tritt ausschließlich für Muslime in Kraft.

Die anschließende lebhafte Diskussion fokussiert die Auslegung einzelner widersprüchlicher Verse des Quran, welche von den einzelnen islamischen Rechtsschulen für sich in besonderer Weise beansprucht werden. Der Schlüsselbegriff „hosna“ und die Aufforderung, alle Menschen fair und freundlich zu behandeln, steht nach Auffassung der Diskutanten im Widerspruch zur Aufforderung, Heiden (Ungläubige aus Sicht des Islam) zu bekämpfen. Schließlich erstreckt sich die Diskussion auf die nicht weniger bedeutende Antwort auf die Frage, wer zur Entstehungszeit des Quran mit der Bezeichnung „Ungläubige“ eigentlich gemeint war. Die grammatikalische Auslegung allein ist dann unzureichend, wenn das kulturelle Umfeld der Anfänge des Islam den interaktiven Beziehungen zu Christen und Juden eine andere Qualität zugemessen hat als zu „Ungläubigen“ im Sinne des Quran.

Sociology

1. Tag: Overview

Karsten Schmidt „ Preliminary considerations concerning concepts of multiple Modernities/Secularities“

Protokoll Reza Pourjavady

Schmidt started his speech with a historical review of the application of ‘secular/secularism’. He explains that ‘secular’ originally refers to the saeculum—the time between paradise and the return of Christ—parousia. In a broader sense, it means the distinction between the worldly and the spiritual, profane and holy, immanence and transcendence. In the 16th century, secularization became

a term of ecclesiastical law, denoting the transfer of a person from being a regularis (member of a Christian order—a monk) to the state of canonicus (a ‘worldly priest’). It is only from the late 19th century that ‘secular’ has been applied to refer to the political structure of a separation of church and state as well as the general decline of religion in society. In the course of modernity and the secular worldview, a new understanding of religion was formed. Whereas religion previously was a human feature based on reason, its new meaning came into the realm of feelings, as an emotional awareness of the presence of the absolute. Modern secular thinking criticized non-European religions just like it did Christianity. Respectively non-European civilizations were defined as a whole according to their ‘religion’—i.e, Hindu civilization, Buddhist civilization, Islamic civilization etc.

In the second half of the 20th century, the non-European perspectives gained voice in a successively globalized public discourse, adopting generic terms like modernity, secularism and religion. They also modified these terms, thereby causing a dispersion of the sovereignty to define such terms and to dominate the debate. The crumbling of a foundational central perspective model due to the emergence of a global multi-perspectival discourse lead to a pluralization of terms like modernity, secularism and religion. Accordingly, today scholars talk about multiple modernities and multiple secularisms. They refrain from assuming that there can be one universal definition of religion, able to do justice to the huge variety of all subsumed traditions. Drawing upon Charles Taylor, Schmidt argues that it is one of the ‘myth[s] of the enlightenment’ that secular society can only be achieved in a complete separation of religion and politics. It is rather right to assume that any society with a democratic state which gives correct response to diversity can be called secular.

Baqer Talebi-Darabi, Maryam Yusofi
„Presenting an article concerning the impact of multiple modernities on religiosity and religious authority“

Protokoll Ulrike Kollodzeiski

„Ayatollah“ (im Unterschied zu anderen Geistlichen) meint einen religiösen Gelehrten, der rechtswissenschaftliche Urteile erstellt. Diese Position kann verglichen werden mit der des Großmufti im sunnitischen Islam. Religiöse Gelehrte können weiter unterschieden werden in zwei Gruppen: Leiter und Anhänger. Die Anhänger gleichen ihr fehlendes Wissen dadurch aus, dass sie den Hauptgelehrten in ihren Urteilen folgen. Andere Geistliche wiederum erläutern und erklären die Rechtsgutachten dieser wichtigen Ayatollahs.

In der Soziologie meint „Prestige“ die Autorität einer Position gegenüber anderen. Generell können darunter Achtung, Ehre, soziale Anerkennung oder Ruhm verstanden werden. Das Prestige einer Person ist messbar und kann daran erkannt werden, ob sie Anhänger haben, wie diese ihnen Respekt erweisen und ob sie ihrem Wort folgen. Dieses letzte Kriterium ist Gegenstand der Untersuchung von Maryam Yusefi, dessen Studie Baqer Talebi Darabi vorstellt und in einen größeren methodisch-theoretischen Zusammenhang stellt.

In der Studie werden verschiedene Familien von Geistlichen mittels qualitativer Interviews befragt. Dabei hat sich gezeigt, dass das Prestige der Ayatollahs gesunken ist im Vergleich zu früher. Ein Effekt, den Maryam Yusefi als eine Folge von Modernisierung beschreibt.

In der Diskussion ist vor allem die Frage präsent, inwiefern eine relative kleine Gruppe, die befragt wurde, Aufschluss über ein Gesamtgesellschaftliches Phänomen geben kann, ob die Schlussfolgerung nicht differenziert werden müsse und diese Studie mit quantitativen Studien verglichen werden müsse. Baqer Talebi Darabi verteidigt vor allem den Focus auf die qualitativen Studien, da quantitative Studien oft missverständlich seien. Nur in einem qualitativen Interview

könne sicher gegangen werden, das Fragen und Antworten auf beiden Seiten verstanden würden. Nur stellt sich hierbei das Problem, wie wer für diese Studien ausgewählt würde. Dies ist ein allgemeines Problem, scheint aber im Iran besonders bei Befragungen in Bezug auf die Religion eine besondere Aktualität zu haben.

2. Tag: Method

Mehrab Sadeghnia, Mehdi Eyvazi
„Methodology of anthropology of religion and religious anthropology with emphasis on the functions of religions in healing immedicable diseases“

Protokoll Johanna Speyer, Catherina Wenzel

Am zweiten Tag der Sommerschule an der University of Religions and Denominations in Qom stellte Mehdi Eivazy eine, gemeinsam mit Dr. Sadeqnia entwickelte Arbeit vor, die die Rolle/ Funktion von Religion in Fällen unheilbarer Krankheit untersucht hat. In jedem Fall ruft eine solche Krankheit eine tiefe Sinnkrise hervor, die empirische Studie sollte nun mithilfe von Interviews herausfinden, inwiefern Religion Menschen helfen kann, die bedrückende Situation, das Leiden an der schweren Krankheit zu bewältigen.

Herr Eivazy verortet seine Arbeit auf dem Gebiet der Anthropologie der Religion, die er von der religiösen Anthropologie abgrenzte. Während erstere ein Teilgebiet der Anthropologie ist und ihre Erkenntnisse somit in erster Linie aus der empirischen Arbeit zieht, ist letztere ein Teilgebiet der Religion und verwendet daher die religiösen Texte als ihre zentrale Quelle. Als theoretische Grundlage ihrer Studie dienten Herrn Eivazy und Dr. Sadeqnia die funktionalen Religionsdefinitionen, die Clifford Geertz und Peter Berger (The Sacred Canopy. Elements of a Sociological Theory of Religion, 1967) entwickelten. Geertz schreibt z.B.: „As a religious problem, the problem of suffering is, paradoxically, not how to avoid suffering but

how to suffer, how to make of physical pain, personal loss, worldly defeat, or the helpless contemplation of others' agony something bearable, supportable- something as we say, sufferable."³ Eivazy versteht hier Geertz m.E. nicht ganz oder verkürzt, da dieser zwischen dem Glauben als solchem und der Funktion der Sinnggebung differenziert.⁴ Eivazy behauptet nämlich schon vor der Untersuchung, dass die Religion die Funktion hat, dem Leben und Leiden des Kranken, der sich u.U. sogar mit dem baldigen Tod konfrontiert sieht, einen neuen, tieferen Sinn zu geben. Auch die Praxis des wiederholten Rezitierens von Versen aus dem Koran unterstreiche in seiner Sicht die zentrale Rolle des Glaubens in diesen Lebenssituationen.

Um diese theoretische Einsicht (oder Vorannahme) empirisch zu überprüfen, führte Mehdi Eivazy semi-strukturierte Interviews mit Patienten durch, die unter schweren Krankheiten (Krebs, MS, ALS) leiden, sowie (zum Teil) mit deren Angehörigen. Insgesamt waren es 8 Interviews, davon 2 mit männlichen und 6 mit weiblichen Gesprächspartnern. Der jüngste Patient war erst eineinhalb Jahre alt (weshalb sein Vater interviewt wurde) und litt seit 3 Monaten unter Krebs. Der älteste Gesprächspartner war 60, die längste Leidenszeit eines Interviewpartners betrug 20 Jahre. In den Gesprächen interessierte sich Eivazy für drei Themenkomplexe: 1. Wie fühlte sich der/die Interviewte, als er/sie von der schweren Krankheit erfuhr; 2. Wie ist er/sie damit umgegangen; 3. Wie ist es ihm/ihr gelungen, Hoffnung zurück zu gewinnen. Während die Interviewten zugaben, Hoffnungs- und Hilflosigkeit verspürt zu haben, als sie von der Krankheit erfuhren, konnten sie hinsichtlich der zweiten und dritten Frage einhellig die zentrale Bedeutung der Religion für die Wiedererlangung von Hoffnung, Sinn und Stärke herausstellen. Einige beschrieben, dass ihre Religiosität sich intensiviert habe, dass sie z.B. regelmäßig zu Schreinen pilgerten, um dort zu beten. Die für Herrn Eivazy

3 Geertz, Clifford: Religion As a Cultural System, in: The Interpretation of Cultures, New York (Basic Books) 1973, p. 104.

4 Vgl. Geertz, Clifford: a.a.O. p. 109.

überraschende Erkenntnis war jedoch, dass seine Gesprächspartner nicht für ihre eigene Heilung beteten, sondern für Hoffnung und die Vergebung ihrer Sünden.

In der anschließenden Diskussion beschäftigten wir uns in erster Linie mit dem methodischen und theoretischen Design der Studie, also mit der Auswahl der Interviewpartner sowie der Vorannahme, Patienten würden sich in ihrer Suche nach Sinn und Hoffnung der Religion zuwenden, die ihre Bedürfnisse zu stillen vermöge. Im Hinblick auf die Auswahl der Probanden stellte es sich als problematisch heraus, dass alle Befragten in Qom, dem konservativen religiösen Zentrum des Irans leben. Die Studie war also insgesamt in einem sehr religiösen gesellschaftlichen Umfeld angesiedelt, ohne dass dies in der Interpretation berücksichtigt wurde. Dazu kommt, dass in der Studie solche relevanten Fragen, wie die nach der Religiosität der Probanden vor dem Ausbruch ihrer Krankheit, nicht gestellt wurden. Aufgrund des schon beschriebenen Kontextes ist anzunehmen, dass die Studie lediglich eine Aussage über Menschen trifft, in deren Leben Religion ohnehin schon immer eine große Rolle gespielt hat. Dies schmälert die Aussagekraft der Studie und deren Reichweite deutlich. Sie könnte dadurch verbessert werden, dass Patienten aus dem gesamten Iran interviewt werden (wobei auch in diesem Fall, wie bei jeder qualitativen Studie, der spezielle Kontext bedacht werden sollte) sowie dadurch, dass die Religiosität der Befragten auch vor ihrer Krankheit erhoben wird. Ein weiterer Kritikpunkt war, dass die im Interview gestellten Fragen suggestiv wirkten. Ebenfalls sind Aussagen darüber, dass die Patienten Hoffnung fanden, unzureichend spezifiziert, wenn nicht gleichzeitig geklärt wird, auf was ich denn diese Hoffnung richtet. Im Hinblick auf die Vorannahme der Studie, dass Leidende sich der Religion auf ihrer Suche nach einem Sinn zuwenden würden, wurde in der Diskussion die Theodizee entgegengesetzt. Ist es nicht ebenso denkbar, dass ein Leidender sich explizit von der Religion abwendet, da er sich von ihr betrogen fühlt? Warum, so könnte

er sich fragen, kann Gott zulassen, dass ich so leide – und warum eigentlich ich? Diesem Einwand trat Mehdi Eivazy entgegen, indem er auf die Besonderheit der Theodizee im Islam verwies. Demnach gelte eine Krankheit als Chance zur Reinigung von Sünden, nicht aber als Bestrafung. Der Kranke könne sich daher als ein Auserwählter begreifen und würde die Krankheit somit nicht als ungerechte Bürde verstehen. Leider war es in der Kürze der Zeit nicht möglich, der islamischen und christlichen Theodizee-Lehre auf den Grund zu gehen, sodass einige Fragen offen blieben. Schließlich ist es sehr oft so, dass die empirischen Befunde, dem widersprechen, was theologisch richtig ist. Insgesamt leistete Herr Eivazys Beitrag aber insbesondere unter methodischen Gesichtspunkten einen wichtigen Beitrag zur Summer School.

Reza Pourjavady „Talal Asads Anthropology of the Secular“

Protokoll Johanna Speyer, Catherina Wenzel

Theoretische Entwürfe zu Fragen nach Prozessen der Säkularisierung in islamischen Ländern werden oft mithilfe von Texten analysiert, die in Europa oder Amerika entstanden sind und sich vor allem mit den dortigen Situationen und gesellschaftlichen Prozessen beschäftigen.

Reza Pourjavady hatte sich daher zur Aufgabe gemacht, mit Talal Asad einen Theoretiker vorzustellen, der seine Beobachtungen in islamischen Ländern, vor allem in Ägypten gemacht hat. Zugrunde lag dessen Studie: *Formations of the Secular: Christianity, Islam, Modernity*, Stanford (Calif) 2003. Asad richtet dort quasi einen islamischen Blick sowohl auf die Selbstdarstellungen als säkulare Gesellschaften in Europa und Amerika (Reaktionen auf die Ereignisse vom 11.9.2001), als auch auf die Verhältnisse von Gesetz, Ethik und Staat in Ägypten.

Für unsere Diskussion war es dabei wichtig, zu fragen, inwieweit sich solche Beobachtungen

nun auf Iran übertragen lassen. Ist es sinnvoll, mit „multiple modernities“ und „multiple secularisms“ zu rechnen? Muss man nicht konstatieren, dass sich das Verhältnis von Tradition und Moderne sehr vielfältig gestalten und andere Formen annehmen kann, als bisher erläutert? Reza Pourjavady regte genau dazu eine sehr lebendige Diskussion an, indem er darauf hinwies, dass sich trotz des theokratischen Systems säkulare Tendenzen deutlicher erkennen lassen, wie die Herausbildung sich funktional verselbständigender Bereiche in Wirtschaft und Wissenschaft, ja sogar in den politischen Reden des Staatsoberhauptes Rohani. Dieser Diskurs warf nun auch noch einmal ein interessantes Licht sowohl auf die Studie von Eivazy, als auch auf die Ergebnisse von Bagher Talebi Darabi, der am Tag zuvor über den sozialen Status der Ayatollahs in den Familien der Kleriker referiert hatte. Letzterer wollte die Situation in Iran nicht als einen Prozess der Säkularisierung, sondern vielmehr als einen der Rationalisierung beschreiben. Darüber wurde debattiert, was sich hier nicht gut darstellen lässt.

Deutlich wurde in jedem Fall, dass diese Fragen einen sensiblen Punkt treffen. Für mich selbst war das Argument der Rationalisierung gegen das der (multiplen) Säkularisierung letztlich nicht schlüssig, da es nur eine Seite der Medaille beleuchtet. Vielmehr müsste man doch damit rechnen, dass pluralistische Tendenzen, tatsächlich ganz säkulare Bereiche entstehen lassen, wie Reza Pourjavady beobachtet und dass auf der anderen Seite, wegen des durch die ‚islamische Revolution‘ implementierte Konformitätsdruck der schiitischen Staatsreligion neue Formen, auch private Formen von Spiritualität entstehen, die sich nicht als Rationalisierung erklären lassen.

Dieses Panel hat demzufolge weniger die Theorie Asads herausgearbeitet, sondern war gerade darin wichtig, dass es zu dieser Kontroverse angeregt hat. Es war sehr hilfreich, wenn man die gegenwärtigen Entwicklungen und Debatten in Iran besser verstehen möchte.

3. Tag: Case Study

Khalil Karamipour „Analyzing a film named Ya Zamen-e Ahoo concerning religious rituals“

Protokoll Catherina Wenzel

Dr. Karamipour sprach über den Film Ya Zamen-e Ahoo (Oh, Beschützer der Gazelle), der 1970 von Parviz Kimiavi gedreht wurde. Er stellte anhand des Filmmaterials die religiösen Praktiken und Rituale, sowie visuelle und auditive Impressionen vor, die der Filmemacher vor mehr als 40 Jahren im Imam-Reza-Schreins in Maschhad dokumentieren konnte. Pilger und Pilgerfahrt konnten in dem Film vor allem in ihrer spirituellen Dimension eindrücklich dargestellt werden. Der Zuschauer wird Zeuge von Heilritualen, rituellem Weinen und Brustschlagen, von Gebeten und anderen auch sehr intimen Momenten, die Licht auf eine lebendige schiitische Frömmigkeit noch vor der Revolution werfen. Dr. Karimpour kann in seiner anthropologischen Studien dann aufzeigen, wie sehr sich die Praxis des Pilgerns zum 8. Imam in den letzten Jahrzehnten verändert hat, daß die Zahl der Pilger weitaus höher ist, aber auch die Vermarktung und die Verbindung mit anderen Events rund um Maschhad zu einer enormen Veränderung beigetragen haben, und so die Auswirkungen der Modernisierung in Iran deutlich erkennen lassen.

Catherina Wenzel „Ahl-e-Haqq/ Yaresan as a case of old esoterism, but still alive“

Protokoll Catherina Wenzel

Dieser Vortrag hat sich mit Spuren oder Auswirkungen der Moderne auf eine religiöse Gruppe in Iran beschäftigt. Es ging um die Ahl-e Haqq oder Yaresan (Menschen der Wahrheit), eine synkretistische Religion, oder nach einigen Anhängern, eine esoterische schiitische

Gemeinschaft, die im südlichen Kurdistan im 15./16. Jahrhundert entstanden ist. Sie ist bis heute verbreitet in verschiedenen Teilen in Iran und Irak, unter den Guran, Lurs, Kurden, Aserbajdschanern und Perser. Die Lehren der Ahl-i Haqq sind mündlich tradiert und werden in Form von religiösen Gedichten (Kalam) zu rituellen Versammlungen gesungen. Unter Einbeziehung soziologischer und semiotischer Theorien werden die Modernisierungsschübe seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts herausgestellt, die zur Spaltung der Gruppe geführt haben.

Die Stammesstruktur der Guran in den westlich gelegenen schwer erreichbaren Gebirgsregionen sind im Einklang mit der internen Struktur der Ahl-i Haqq Gemeinden, in denen religiöse und politische Aspekte der Macht stark miteinander verflochten sind. Obwohl unter Reza Schah viel getan wurde, um diese Stammesstrukturen aufzulösen, waren die Gruppen in dieser sehr ländlichen Region in der Lage, ihre Position zu halten. Das Gegenteil ist in Sahneh und den umliegenden Dörfern der Fall. Diese Dörfer waren weit weniger isoliert, und stets wohlhabender gewesen. Hier fanden ganz neue Entwicklungen statt, die im Vortrag erläutert wurden. So bildete sich seit 1993 eine Gruppe um Bahram als Anhänger des „Path of Perfection“, die sich nicht nur von den Stammesstrukturen, sondern auch von den anderen traditionellen Ahl-e Haqq lossagte. Als Zeichen dafür wurde „das Siegel des Schnurrbarts“ gebrochen, das über Jahrhunderte als Identitäts- und Ehrenzeichen der Gruppe galt.

Philosophy

1. Tag

Vahid Sohrabifar „Pre-religion conditions for understanding religion“

Protokoll Margarita Wenzel

Als Reaktion auf den Missbrauch von Religionen, der sich nach Vahid Sohrabifar beispielsweise im Fundamentalismus gewalttätiger Gruppierungen äußert und den er auf ein allgemeines Missverstehen der Religion zurückführt, stellt der Autor in seinem Vortrag ein Regelwerk vor um Religionen richtig verstehen und praktizieren zu können. Ein Regelwerk, das sich auf humanistische und ethische Werte beruft und das konfessionsunabhängig ist.

Diese prereligiösen Bedingungen würden sich auf religiöse Grundwerte wie Moral und Spiritualität stützen und doch gleichzeitig eine flexible, stets zeitgemäße religiöse Auslegung und Praktik ermöglichen. Neben den ethischen Werten (wie sie in den Menschenrechten beschrieben werden) sei auch die Rationalität eine prereligiöse Kondition, die es in den Glauben zu übertragen gelte. Gerade diese Aussage gab Anlass für eine anschließende Diskussion: Inwiefern kann Rationalität in der Religion praktiziert werden? Was ist eine rationale Religion? Und ist nach dem jüdischen Mediziner und Religionsphilosophen Ludwig Salomon Steinheim eine rationale Religion nicht eine unbrauchbare?

Diese Fragen veranschaulichten, dass die entworfenen Bedingungen, die als prereligiöse anzuwenden seien, auch areligiöse sind und als solche keine Methodik darstellen, um einem religiösen Missverstehen entgegenzuwirken. Außerdem geht das Problem der Hermeneutik schon von seinem geschichtlichen Ursprung her über die Grenzen, die durch den Methodenbegriff der modernen Wissenschaft gesetzt sind, weit hinaus. Daher kann das Phänomen des Verstehens und der rechten

Auslegung des Verstandenen nicht nur ein Anliegen geisteswissenschaftlicher Methodenlehre sein, sondern gehört offenbar zur menschlichen Welterfahrung insgesamt.

Sophia Kimpel, Sina Simsek „Levels of Representation in Religion“

Protokoll Margarita Wenzel

Entsprechend der gegenwärtigen Religionswissenschaft könnten Religionen als Symbol- und Zeichensysteme verstanden werden, die ihre Botschaft auf unterschiedliche Arten und Weisen codieren. Um ihre Inhalte in die „äußere Welt“ zu projektieren und sich darzustellen, nützen Religionen verschiedene Repräsentationsebenen. Diese Vielzahl von Ebenen (wie beispielsweise die der sinnlichen, akustischen, praktizierenden oder visuellen) würden in ihrer Gesamtheit ein eigenständiges System bilden, das ein spezifisches Bild der jeweiligen Religion kreiere. In diesem System seien die verschiedenen Repräsentationsebenen nach bestimmten Regeln und Hierarchien strukturiert. Wie diese Bildstruktur aufgebaut sei, welche Regeln bestimmend seien, welche Abhängigkeit der unterschiedlichen Ebenen bestünden und inwiefern sich die Struktur innerhalb der Geschichte entwickelt habe, ließe sich nach Fritz Stolz nicht von der Gesamtheit des Systems ausgehend entschlüsseln.

Hierfür müsse man die Repräsentationsebenen, die auf die schriftliche, die visuelle und die praktizierende Ebene reduziert werden könnten, einzeln und vorerst unabhängig von einander untersuchen. Ein Beispiel dafür sei der Vergleich von der hierarchischen Verschiebung der visuellen Ebenenordnung im kirchlichen Innenausbau des katholischen und protestantischen Glaubens.

2. Tag

Hans-Michael Haußig „Normative and Popular Attitudes of Religion and its Implications for the representation of Religions“

Protokoll Sophia Kimpel

Ergebnisse, sondern Beobachtungen die das Verhältnis von populärer vs. traditioneller Religion betreffen. Was bedeuten diese beiden Begriffe? Traditionelle Religion kann als standardisierte Religion verstanden werden, wie sie in den Heiligen Schriften, von Priestern und Theologen, in Ritualen und Gottesdiensten repräsentiert wird. Jedoch bildet diese standardisierte Form von Religion nur einen Teil ihrer Realität, wie wir am Beispiel der Grammatik einer Sprache erkennen können. In Teilen repräsentiert Sprache den ideellen Typ standardisierter Religion. In der Realität wird Sprache jedoch in einer viel komplexeren Form umgesetzt. Minderheiten wie beispielsweise die persischen Juden oder die junge Generation einer Gesellschaft können verschiedene Formen von Dialekten als ihr eigene Form der Kommunikation entwickeln.

Der Terminus „populäre Religion“ welchen Herr Haußig in seiner Präsentation verwendete kann ursprünglich mit der Idee einer „Folksreligion“ in Verbindung gebracht werden. Dieses Konzept wurde von Wissenschaftlern verwendet um einen Aspekt von Religion zu beschreiben, an welchem jeder Mensch auf die ein oder andere Weise teilhat. Heute wurde diese Idee durch den Terminus der „populären Religion“ ersetzt, einem weit umfassenderen Begriff für alle nicht-traditionellen Aspekte von Religion.

Wenn wir über traditionelle Religion (auch „offizielle“) Religion sprechen, müssen wir spezifischer beschreiben, was zu ihr gehört und was außerhalb steht. Beispielsweise respektieren die meisten islamischen Strömungen andere Verständnisse des Koran, die Wahhabiten tun dies jedoch nicht.

In Folge dieser Einleitung schlug Herr Haußig zwei Schlussfolgerungen vor:

Unter Religionsgelehrten gibt es keine Übereinstimmung bezüglich „offizieller Religion“.

Die offizielle Religion befriedigt nicht immer die Bedürfnisse der Menschen, dennoch spielt sie für diese eine sehr wichtige Rolle.

Was geschah in Folge?

Elemente der populären Religion wurden in die offizielle religiöse Tradition integriert.

Offizielle Religion begann populäre Mittel und Formen zu verwenden um ihre Botschaften zu vermitteln.

Einige Beispiele:

- Der Gebrauch von Popmusik im christlichen Gottesdienst: Viele Kirchen (Orthodoxe und Protestanten ausgenommen) lehnen dies heute nicht mehr ab, auch wenn dies von der Großkirche offiziell nicht akzeptiert ist.

- Tänze im islamischen Sufismus: Sie sind offiziell kein Teil der islamischen Tradition.

- Das Welt Weite Web: Ein heute viel genutzter, populärer Weg zur Verbreitung von Religion.

Herr Haußig schloss seinen Vortrag indem er Peter Berger erwähnte, welcher das Bedürfnis des modernen Menschen hervorhob, zwischen verschiedenen religiösen Angeboten wählen zu können. Während es in vormodernen Zeiten keine religiösen Alternativen gab und wenig Möglichkeiten, religiöse Bedürfnisse auszudrücken, gibt es heute ein vielseitiges religiöses Angebot. In diesem Rahmen hat Religion neue populäre Mittel entwickelt oder adoptiert, um ihren Inhalt zu repräsentieren.

Khalil Ghanbari „Popular religion as the other side of non-popular“

Protokoll Sina Simsek

Die Präsentation von Prof. Qanbari behandelte den Unterschied zwischen Volksreligion (popular religion) und „offizieller“ bzw. orthodoxer Religion (non-popular religion) im Buddhismus. Demnach existieren unterschiedliche Möglichkeiten den Buddhismus durch Symbole darzustellen.

So stehen bspw. das Lebensrad oder der Fußabdruck Buddhas sinnbildlich für den Buddhismus, ebenso wie die Lotuspflanze oder das Windpferd. Diese Darstellungen der buddhistischen Lehre unterscheiden sich in ihrer Darstellung deutlich von denjenigen, in denen Buddha selbst oder mit anderen Symbolen kombiniert präsentiert wird. Buddha in der Lotuspflanze sitzend zeigt einen nun nicht mehr leeren „Thron“. Buddha-Statuen an sich weisen wiederum einen kulturellen Unterschied in ihrer Darstellung auf, Übergewichtig und grinsend oder schlank und schlafend. Alle diese Bilder verkörpern die gleiche Religion. Der Frage, wie diese zur Schau Stellung des Buddhismus zu analysieren sei, ging Prof. Qanbari anschließend nach.

Dazu teilte er die Geschichte der künstlerischen Darstellung des Buddhismus in drei Perioden ein. In der ersten Periode zeigten die Symbole Buddha und Nirwana ohne die bildliche Darstellung von Buddha selbst. Die zweite Periode weist Darstellungen von Buddhas Person in Form von Statuen oder Bildern auf. In der dritten Periode findet man die Kombination von Buddha und vorherigen Symbolen der ersten Periode vor. Während es zunächst also unüblich war Buddha direkt in Persona abzubilden, existieren ab der zweiten Periode Statuen und Bilder seiner Person. Was führte nun zu diesem Schritt, der diese Art der Darstellung erlaubte? Die Antwort liegt in dem Phänomen, dass Religion stets zwei Aspekte besitzt. Zum einen den orthodoxen oder offiziellen Glauben und zum anderen den Volksglauben. Während nun in der ersten Periode die offizielle Glaubenslehre im Buddhismus keine Bilder von Buddha selbst erlaubte sondern der Buddhismus durch das Symbol des leeren Thrones ohne Buddha repräsentiert wurde, hat der buddhistische Volksglaube in der zweiten Periode sichtbare Zeichen wie Buddha-Statuen kreiert, um die Lehren darzustellen. Buddhistische Wissenschaftler versuchen diesen Widerspruch aufzuheben. Dies geschieht in der dritten Periode durch die Kombination der Symbole und die Vereinigung zweier Welten, die - exemplarisch für die Pluralität der Welt- einerseits das Materielle und andererseits das

Spirituelle vereinen. In der Buddhistischen Lehre wird dies durch das Sanskrit-Wort Trikaya beschrieben. So wird die Lücke zwischen beiden Welten geschlossen und der Widerspruch zwischen Volks- und Elitenreligion beseitigt. Dies steht als Beispiel dafür, wie eine Religion ihren inneren Widerspruch beseitigen kann.

In der anschließenden Diskussion wurden Parallelen zum Islam gezogen, wo die dreidimensionale Darstellung von Menschen verboten ist. In einem Vergleich könne man dies der ersten Periode des künstlerischen Darstellungsverlaufs zu ordnen. Auch eine Verbindung zum persischen Dichter Dschalal ad-Din ar-Rumi wird hergestellt. Es wird erörtert, inwiefern es eine Beziehung zwischen seiner Geschichte vom Elefanten in der Dunkelheit und der Idee des Trikaya gibt. Ebenso ob eine Verbindung zum Koran existiert. Abschließend wird Rumis Gleichnis von der Unterschiedlichkeit der Erkenntnisse der Wahrheit(en) als ein Ansatz verstanden, wie Religionen, bspw. durch Trikaya, innere Disparitäten beheben können.

3. Tag

Hojjatallah Javani „Methodological obstacles of dialogue among Islamic sects and denominations“

Protokoll Karsten Schmidt

Dr. Javani benannte als zentrales Problem von Konflikten zwischen religiösen Gruppierungen den Mangel an Dialog. Aus diesem Grunde konzentrierte er sich auf methodologisch relevante Aspekte, die einen solchen Dialog befördern und ihn effektiv gestalten sollen.

Zunächst fragte er die Teilnehmer nach ihrer Einschätzung bezüglich möglicher Hindernisse für den interreligiösen Dialog. Genannt wurden Missverständnisse, unterschiedliche Terminologien bzw. verschiedene Definitionen von Begriffen, unterschiedliche gesellschaftliche Kontexte und sprachliche Barrieren.

Um den Dialog gestalten zu können, betonte Dr. Javani die Notwendigkeit einer angemessenen

Definition, was Dialog hier bedeuten soll.

- 1) Dialog muss mehr sein als nur ein Gespräch
- 2) Das Ziel muss sein, sich wechselseitig zu verstehen und die jeweils anderen Positionen kennen zu lernen.

Im Weiteren ging es ihm um eine Auflistung von zentralen Hindernissen für den so verstandenen Dialog auf verschiedenen Ebenen.

Epistemologische Hindernisse: Falsche Vorstellungen zu haben über die tatsächlichen Inhalte einer anderen Religion – zu geringe Kenntnisse und unzureichenden Zugang zu den Quellen der anderen Tradition – unreflektierte Vorurteile – nur die negativen Aspekte des Anderen hervorzuheben.

Theologische Hindernisse: Einen polemisch motivierten Zugang zum Anderen zu verfolgen – einen Anspruch auf die exklusive Wahrheit des Eigenen vertreten – die Ablehnung der Vorstellung, dass es auch unterschiedliche berechnete Interpretationen geben kann –

Rechtliche Hindernisse: Die pauschale Ablehnung bestimmter Quellen/Texte der anderen Religion – die Ablehnung bestimmter Methoden des Umgangs mit den Texten innerhalb der anderen Religion – sich in der Beschäftigung mit anderen Religionen überhaupt nicht auf deren Texte und Quellen zu beziehen – andere der Häresie bezichtigen.

Soziale Hindernisse: kulturelle und historische Differenzen.

Ethische Hindernisse: Die Vernachlässigung der Wichtigkeit von Dialog – Fanatismus und Dogmatismus – zu versuchen, die eigenen Vorstellungen der anderen Religion aufzuzwingen.

Nathanael Riemer „Religious Comics in Orthodox Judaism and Islam - A Comparative Review“

Protokoll Kartsen Schmidt

Der Vortrag vergleicht religiöse Comics von jüdischen und muslimischen Künstlern, die sich auch selber ausdrücklich als gläubig verstehen. Ein

besonderer Schwerpunkt liegt auf der Prüfung eines Vorurteils, das selber ideologisch motiviert häufig gegenüber religiösen Comics formuliert wird, vor allem, dass sie intolerant seien.

Nathanael Riemer verwies eingangs auf den scheinbaren Widerspruch, besonders innerhalb der abrahamitischen Traditionen, zwischen dem Genre der Comics generell und religiösen Inhalten. Comics sind bekannt für die Darstellungen von Gewalt, Immoralität und hämischem Humor, wogegen zumindest die konservativen Strömungen in Bezug auf die Darstellbarkeit sehr viel engere Grenzen setzen.

Während seiner Feldforschungen in Buchläden in Mea Shearim und Brooklyn seit 2005 fand N. Riemer trotzdem Comics, die stark orthodoxe Positionen vertreten. Besonders das Literaturangebot streng orthodoxer Juden, den sog. Haredim, ist nur auf diesem direkten Weg zugänglich. Seit 2004 finden sich dort zunehmend auch hochwertig gestaltete Comics. Ein herausragender Künstler innerhalb dieser jüdischen Szene ist z.B. Gadi Pollack, der in Russland Kunst studierte und als Illustrator im russischen Militär gearbeitet hat.

Im Laufe der seiner Forschungen entstand das Bedürfnis, diese Comics vergleichbaren muslimischen Publikationen gegenüberzustellen. Im muslimischen Kontext finden sich schon seit den 1930 Jahren Übersetzungen von US-amerikanischen und Belgisch-Französischen Comics z.B. ins Arabische. Zum Vergleich bezieht sich N. Riemer auf die aktuelle Comic-Serie BURAAQ der in den USA lebenden pakistanisch-stämmigen Brüder Adil und Kamil Imtiaz, sowie der Serie „Muslim-Show“ der in Frankreich lebenden Norédine Allam und Greg Blondin.

Der folgende Vergleich konzentriert sich auf zwei Aspekte: 1. die Darstellung von Frauen, und 2. wie jeweils Mitglieder anderer religiöser Gemeinschaften portraitiert werden.

In den jüdischen Comics fällt auf, dass Frauen fasst völlig fehlen. Das gilt auch für die Arbeiten von Gadi Pollack, in denen nur ein weiblicher Charakter vorkommt. Sie wird jedoch präsentiert als ihrem Mann intellektuell und körperlich überlegen, er dagegen und die meisten anderen männlichen Charaktere erscheinen als unfähige Tölpel.

In den muslimischen Beispielen kommen Frauen häufiger vor, auch dort überwiegend als starke und den Männern zumindest im häuslichen Kontext überlegene Figuren.

In Bezug auf die Darstellung anderer Religionen zeigt sich in den jüdischen Comics kein besonderes Interesse daran, die Geschichten bleiben überwiegend in einem jüdischen Milieu, Christen z.B. erscheinen meist als Vertreter einer stattlichen Autorität (im europäischen Umfeld), muslimische Männer als ähnlich einfältig und unfähig wie die jüdischen Charaktere.

Die Comic-Serie BURAAQ spielt im multikulturellen amerikanischen Umfeld und thematisiert vor allem das Verhältnis und die Probleme zu Nicht-Muslimen. Auf ironische Weise werden Vorurteile dargestellt, aber insgesamt zeigt sich keine abwertende Darstellung der „Anderen“, die Diversität der Gesellschaft wird eher als etwas Positives präsentiert.

Bildband

Impressionen einer Reise von Tabriz nach Isfahan

FotografenInnen:

Lena Borchardt
Lena Franke
Stefan Gatzhammer
Baqer Haqani
Benno Herr
Ulrike Kollodzeiski
Arne Laloi
Meisam Ramandi
Magarete Schein
Daniela Thiele
Margarita Wenzel
Catherina Wenzel







*Islamic Arts
University
in Tabriz*





*Auf dem Bazar
in Tabriz*



Die Blaue Moschee in Tabriz





Kandovan







Armenisches Kloster St. Stephanos Julfa







Bei den Nomaden im Sabalan-Gebirge









Ardabil





Zürhāne





Elburs Gebirge





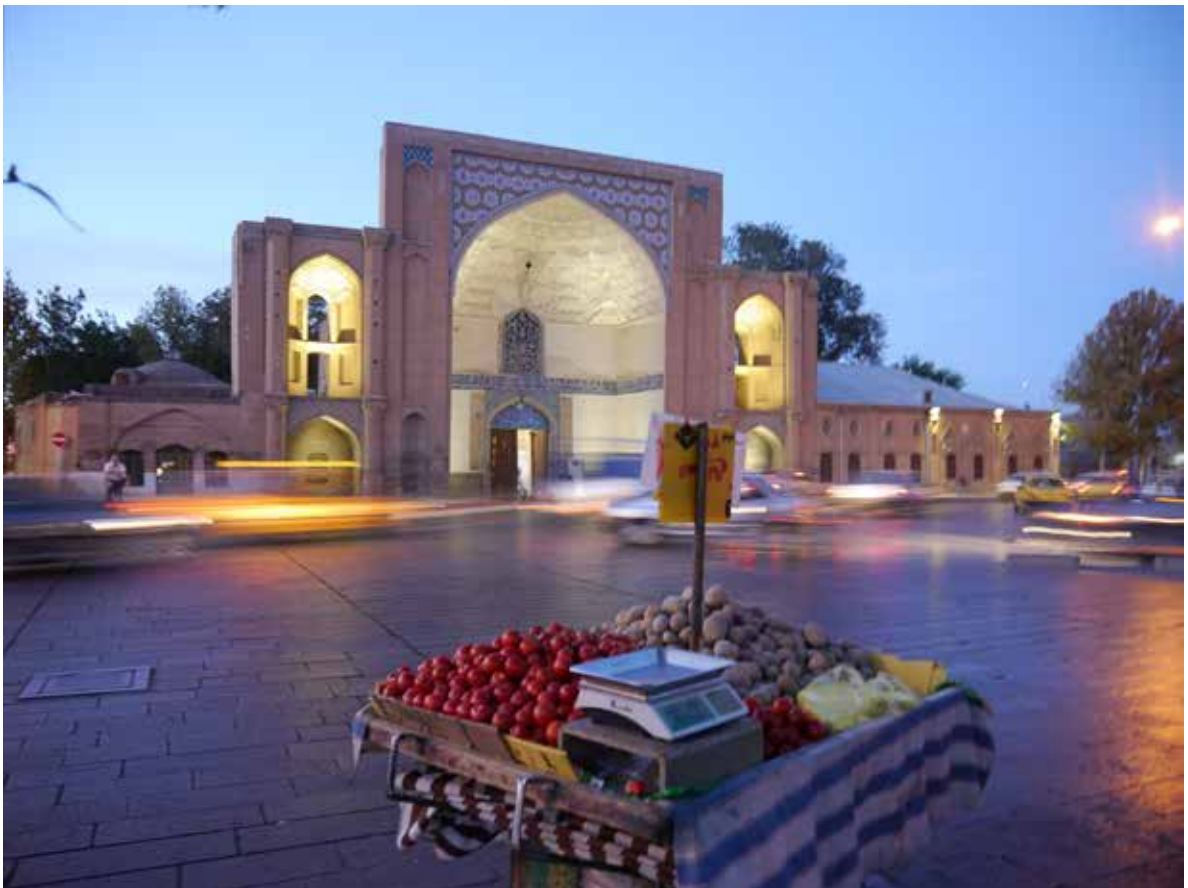


Masoleh





Qazvin











Alamut





Workshop









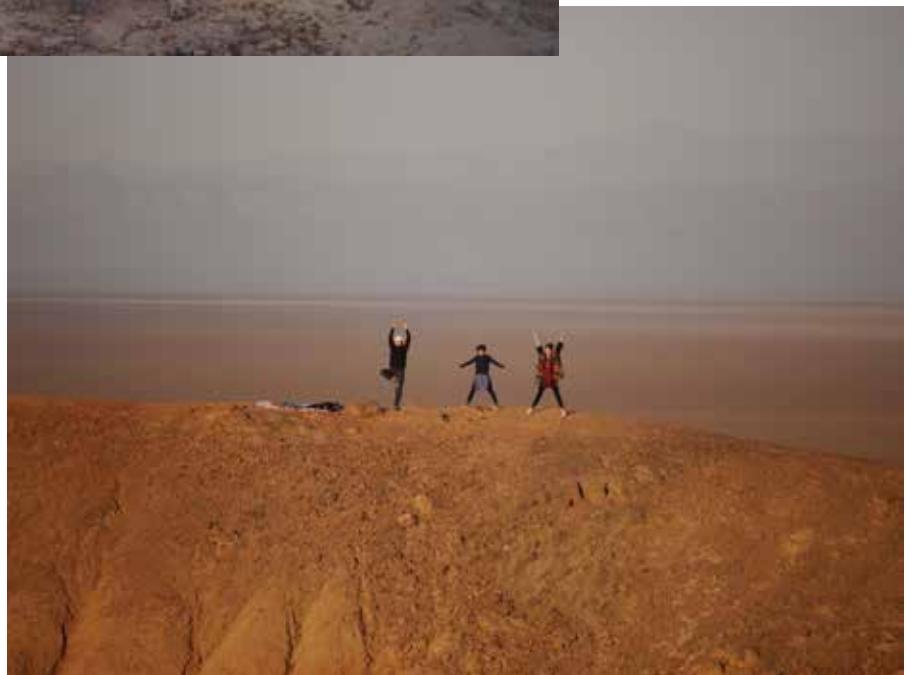
Qom







Wüste







Isfahan

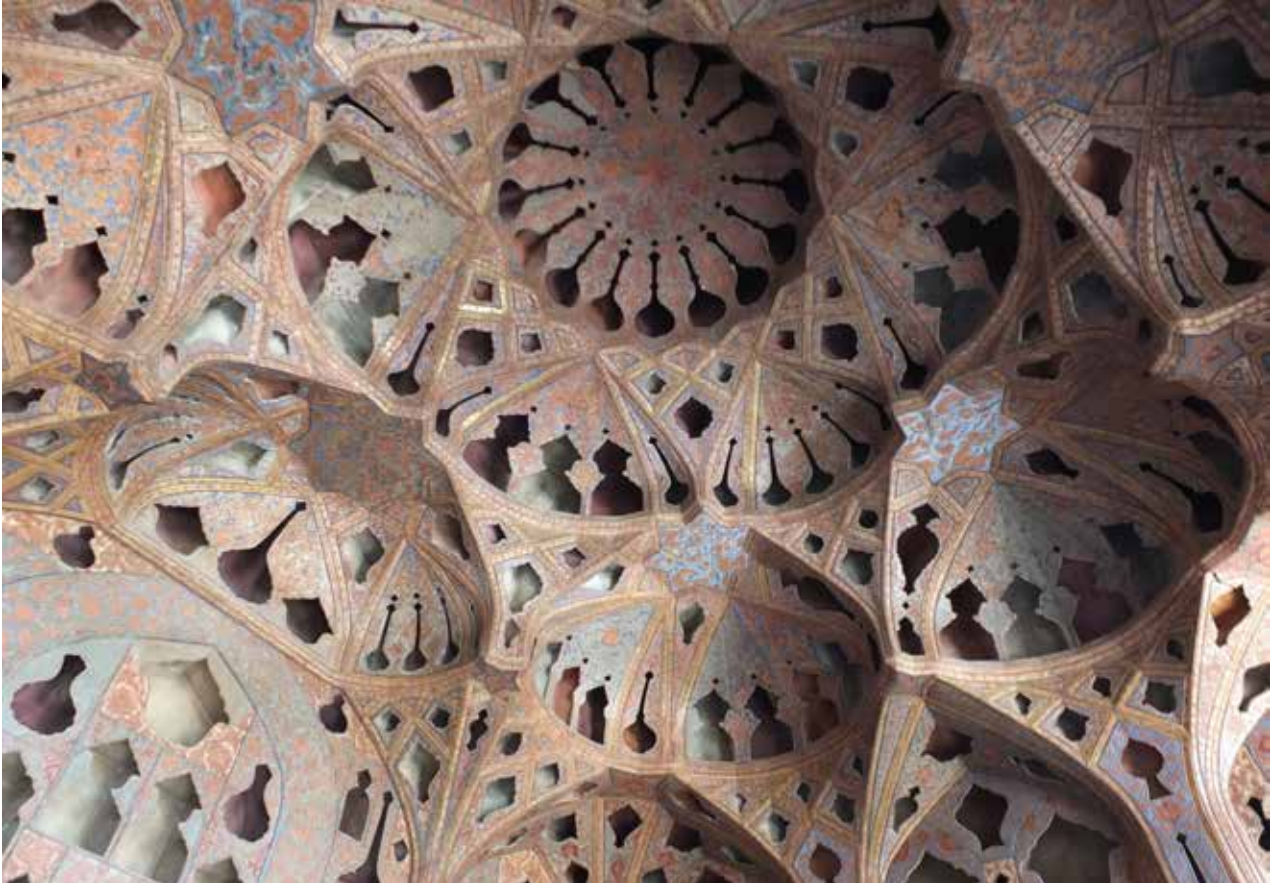


















Verschleierung



Wir danken allen beteiligten Institutionen
für die Unterstützung!



